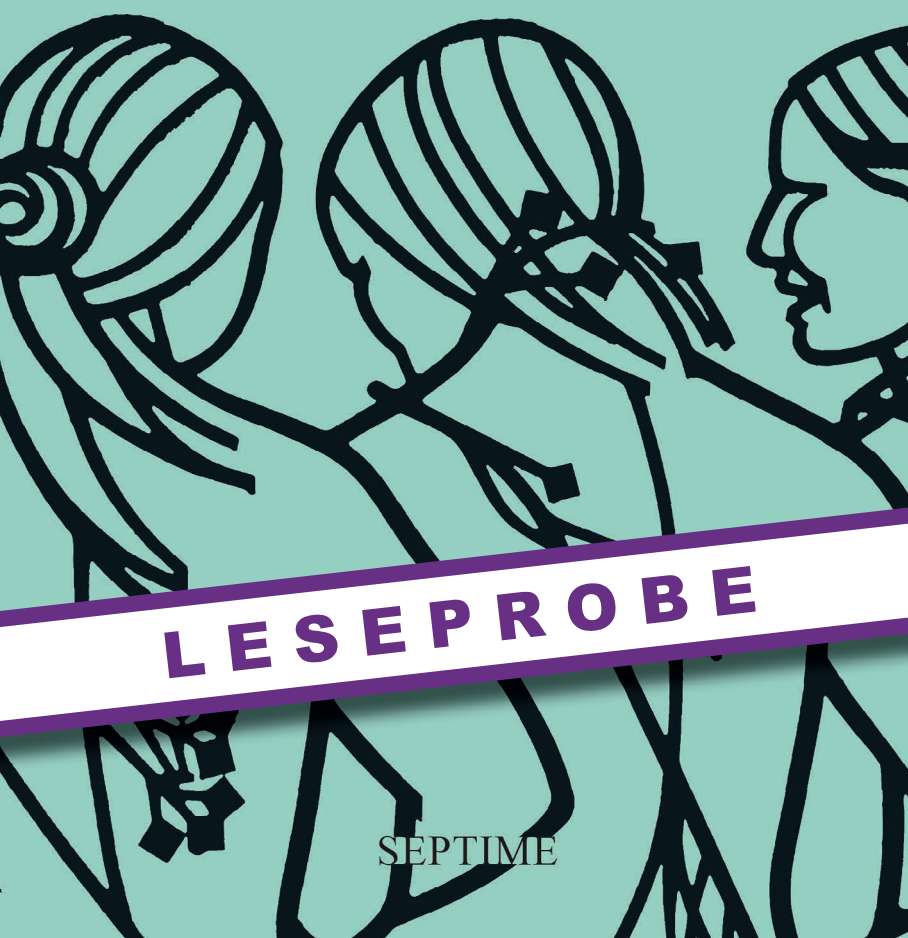


JAN KJÆRSTAD

FEMINA ERECTA

ROMAN



LESEPROBE

SEPTIME

Originaltitel: Jan Kjørstad, Slekters gang
© 2015 H. Aschehoug & Co. (W. Nygaard) AS, Oslo, Norway

Die Veröffentlichung dieser Übersetzung wurde ermöglicht durch die finanzielle Unterstützung von NORLA, Norwegian Literature Abroad

© 2020, Septime Verlag, Wien
Alle Rechte vorbehalten.

Lektorat der Übersetzung: Daniela Syczek
Endlektorat: Urban Diskum
Umschlag und Satz: Jürgen Schütz
Umschlagbild: Jürgen Schütz nach Gustav Vigeland
Druck und Bindung: FINIDR, s.r.o.
Printed in the EU

ISBN: 978-3-902711-92-2

www.septime-verlag.at

www.facebook.com/septimeverlag | www.twitter.com/septimeverlag

Jan Kjærstad

Femina erecta

oder Der Pfad der Geschlechter

Roman

Aus dem Norwegischen von Bernhard Strobel

L E S E P R O B E

**aus verschiedenen Kapiteln
zusammengesetzt
Seitenzahlen beachten**



Norwegen war ein Land am äußersten Rand jenes Kontinents, der Europa genannt wurde. Wer je die Halbinsel im Nordwesten Slawiens aus der Luft gesehen hat, wird sich gewiss schwer vorstellen können, dass diese Wildnis einst bevölkert war, dass es hier Städte gab sowie eine funktionierende Infrastruktur. Auf seinem Höhepunkt als Nation im 21. Jahrhundert soll das Land rund sieben Millionen Einwohner gezählt haben. Wir wissen nicht exakt, von wie vielen »Norwegerinnen und Norwegern« oder deren Nachfahren diese Landschaft heute bewohnt wird, jedoch können es kaum mehr als einige wenige Tausend sein. Sie werden als »der norwegische Stamm« bezeichnet, der sich zum Teil aus Krämerbarbaren zusammensetzt, die an der Randzone jener großen Einöde umherstreifen, die wir als Forum Europeum kennen, zum Teil aus Gruppen, deren Beschäftigung darin besteht, tagsüber die Erde zu durchwühlen und abends Kartoffelschnaps zu trinken.

Dass »Norwegen«, genauer gesagt das Norwegen des 20. Jahrhunderts, dennoch als ein kleines, aber spannendes und anregendes Forschungsfeld angesehen werden kann, ist auf das Geschlecht der Bohre und dessen Verbindung zur Entstehung der Long-Dynastie zurückzuführen, und da die Long-Dynastie Norwegen als ihre ursprüngliche Heimat, ihre *wōmen guójiā*, betrachtet, mag dieses Land auch für alle anderen Angehörigen der Chinesischen Föderation von Interesse sein.

Was die Kenntnisse über dieses geografische Gebiet in jener fernen Epoche anbelangt, tappte man lange im Dunkeln. Grund dafür war der Zusammenbruch der westlichen Zivilisation: Auf den Siebzigjährigen Krieg im 22. Jahrhundert folgte die Dunkelzeit, jene lange Phase des Verfalls, die im Punkt Y ihr Ende fand. Zu ein und derselben Zeit erreichte eine Reihe von Bedrohungen, von denen die Regierungskräfte geglaubt hatten, sie hätten sie unter Kontrolle, ihren kritischen Punkt – die Erde wurde von Überbevölkerung, Klimaverschlechterung, Nahrungsmittelmangel, Finanzchaos und Krieg heimgesucht (einem Krieg, in dem Bomben zum Einsatz kamen, welche die früheren Atomsprenköpfe wie konventionelle Waffen ausseihen ließen), wobei schließlich auch Viren und Unfruchtbarkeit zu dieser Entwicklung beitrugen. Der drohende Untergang der Menschheit war nicht auf ein einzelnes Unglück zurückzuführen, sondern auf die Kombination aus diesen. Nach Eintritt dieser Katastrophe – die das Ende des Holozäns, ja, der ganzen Quartärzeit markiert – waren die meisten, um nicht zu sagen alle, Informationen vernichtet. Obwohl man an dem naiven Glauben festhielt, die vielen, tief in den Gewölben, Gebirgen und Gletschern angelegten Speicher und Archive seien auf ewig gesichert, war das kollektive Gedächtnis sozusagen gelöscht.

Auch unser eigener Kontinent – der asiatische – wurde stark in Mitleidenschaft gezogen. Nach den lang anhaltenden globalen Kriegen des 22. Jahrhunderts kam es zum Zerfall der als China bezeichneten Nation, und es folgte eine Phase, die an die Zeit der Streitenden Reiche aus alten Tagen erinnerte. Erst im Fahrwasser von Punkt Y und der Massenausrottung, nachdem die Chinesische Föderation sich etablieren hatte können und die Hauptstadt aus dem Perlflossdelta in die historischen Gefilde um Chang'an verlegt worden war, entwickelte sich

erneut ein Bedürfnis nach Erzählungen aus der Vergangenheit, einschließlich jener über unsere Wurzeln im Westen.

Trotz des Informationsverlustes ist es Forschenden mit Hilfe aller erdenklichen Methoden gelungen, nach und nach einiges an verloren Geglaubtem aus der Zeit vor Punkt Y wiederzufinden, während von anderen wiederum der Versuch unternommen wurde, diese Informationen, oder Informationsbruchstücke, zu größeren Darstellungen zusammenzufügen. Aufgrund des gesteigerten Interesses an der Vorgeschichte der Long-Dynastie und ihren norwegischen Ahnen ist es kaum verwunderlich, dass dem Thema »Norwegen und das Geschlecht der Bohre« ein natürlicher Platz in diesen Bemühungen zufiel. Nach allem, was wir glauben, trat das Geschlecht der Long in der schweren Epoche nach dem Siebzigjährigen Krieg in Erscheinung, konsolidierte sich, wurde eine Gegenkraft. Wahrscheinlich geschah es auch zu jener Zeit, in den Ruinen des damaligen China, dass die Ansätze der Bohre-Geschichten Gestalt annahmen. Wie wir es uns vorstellen, wurden diese Geschichten von einer verhältnismäßig kleinen Gruppe von Menschen und vielleicht nur über eine begrenzte Anzahl an Generationen – die sich über 400–500 Jahre erstreckten – immer weitererzählt und zogen deshalb eine so breite Wirkung in der Zuhörerschaft nach sich, weil in dieser verwirrenden Übergangsphase ein großes Bedürfnis nach Berichten dieser Art herrschte. Wie die meisten vertreten wir die Theorie, dass diese Erzählungen bei der Entwicklung eine Rolle gespielt und auf irgendeine Art dazu beigetragen haben müssen, das Überleben der Longs zu sichern und ihre weitere Umgestaltung zu einer einflussreichen Dynastie zu ermöglichen, eine wichtige Voraussetzung dafür, dass im Anschluss an Punkt Y die Chinesische Föderation das Licht der Welt erblicken konnte.

Eine eingehende Betrachtung der Geschichte des Bohre-Geschlechts in dem entscheidenden Jahrhundert vor der Emigration ihrer ersten Mitglieder nach China ist auch deshalb von besonderer Relevanz, weil wir wissen, welche Rolle die Long-Dynastie über mehr als tausend Jahre für die Stabilität und die Überlebensfähigkeit der Föderation gespielt hat, und uns zudem bekannt ist, dass die Dynastie, nicht zuletzt durch ihre weiblichen Repräsentantinnen, auch heute noch in so vielen zentralen politischen, ökonomischen und kulturellen Positionen vertreten ist.

Unsere Methode ist die fikionalisierte Geschichte, die in gewissem Maße als Weiterführung der klassischen *xiāoshuō*-Tradition betrachtet werden kann und Elemente beinhaltet, die der eher erkenntnisorientierten *gùshi wén* entnommen sind. Im Unterschied zur früheren Fachliteratur, die zur Ergebnisvermittlung der Geschichtsforschung herangezogen wurde, bedient die fikionalisierte Geschichte sich des Einfühlungsvermögens. Zu einem großen Teil bauen wir auf den sogenannten Roman, ein Genre, das im 19., 20. und 21. Jahrhundert seine Hochblüte feierte. Nach dieser langen Blütezeit unterlagen diese Berichte jedoch immer mehr dem Zwang, sich nach kommerziellem Gewinn zu orientieren, was wiederum ein Hinüberkippen in emotionale Übertreibung und eine Zementierung unfruchtbarer Gebräuche bewirkte, wodurch sich der Roman, sowohl als Unterhaltungs- wie auch als Erkenntnisformat, am Ende selbst unterminierte. Als Folge dessen wurde ein knochentrockener Dokumentarismus betrieben, nebst verschiedenen kurzen, narzisstischen Hybriden, die durch die neuen Medien entstanden. Dann trat die Katastrophe ein und setzte dem allen ein Ende.

Die Erzählform, die nunmehr in der fikionalisierten Geschichte einen Wiederbelebungsversuch erfährt, lag demnach über viele Jahrhunderte brach, und es ist wahrscheinlich, dass einzelne ihrer

Bausteine nicht länger anwendbar sein werden, wie etwa das sehr begrenzte Verständnis von Kausalität, das sich auf einer vergangenen Wissenschaft, nicht zuletzt einer Psychologie gründete, die sich zur damaligen Zeit noch immer in einer spekulativen, nahezu religiösen Phase befand. Heutzutage wäre es naheliegender, die Erkenntnisse der Metagenetik zu nutzen, beispielsweise »die Diagonalwirkung« oder »den narrativen Ballast«. Mehr als das alte Genre ist fikionalisierte Geschichte auf das Mitdichten ausgerichtet, auf eine reale, von den Leserinnen und Lesern geleistete Denkarbeit, oder anders ausgedrückt: darauf, dass der Reflektion ebenso viel Raum zugemessen wird wie der Empfindung. Ziel ist es, größere zusammenhängende Bögen zu spannen bei etwas, das bis dahin lediglich aus Fragmenten bestand – sowohl aus solchen Fragmenten, die zeitlich weit voneinander entfernt liegen, als auch solchen, die den Anschein erwecken, inhaltlich wenig miteinander zu tun zu haben. Der Grund, weshalb die Fakultät sich dazu entschlossen hat, so viele Ressourcen darauf zu verwenden, die alte Tradition in modifizierter Form wiederzubeleben, besteht darin, neu aufleben zu lassen, was nach Punkt Y auf Antrieb von Repräsentanten der Long-Dynastie wiederentdeckt wurde und als die unschätzbare Funktion des Erzählens für das menschliche Leben bezeichnet werden kann: das *qi* des Erzählens. Fikionalisierte Geschichte gründet sich auf der Überzeugung, dass den Erzählungen, in ihren besten Ausprägungen, etwas Unersetzbares innewohnt: Eine Kraft zu erklären, was anders nicht verstanden werden kann. So gesehen hat der Bericht über das Geschlecht der Bohre auch mit dem Bildungsgedanken zu tun, der stets ein Träger der chinesischen Kultur war.

Die N20-Archive enthalten eine Reihe mehr oder weniger zuverlässiger Quellen. Einige davon haben in der frühen Version der Ōuzhōu-Gruppe Verwendung gefunden und waren

eine wertvolle Inspiration. Zusätzlich konnten wir auf einem neuen Fund aufbauen, der kurzen, aber bedeutenden Chronik von »Little Green«. Wie es üblicherweise bei der »organischen Methode« gehandhabt wird, haben wir von der Fakultät eine Einschätzung vornehmen lassen bezüglich der Frage, inwieweit der bereits vorliegende erste Teil als Kern für eine Fortsetzung unserer Erzählung dienen könne, sowohl über Ereignisse, die zeitlich davor liegen, als auch über solche, die danach stattfinden, und nach erfolgter Genehmigung durchlief der nächste Erzählteil denselben Prozess.

Unsere Hauptaufgabe bestand aus zwei Aspekten: Zum einen war es uns ein Anliegen, eine Korrektur des Berichts der Ōuzhōu-Gruppe vorzunehmen. Aus unserer Sicht sind die Personen aus dem Geschlecht der Bohre als weitaus interessanter einzustufen als früher angenommen. Zum anderen möchten wir einigen vorteilhaften Wesenszügen, Anlagen und Eigenschaften nachspüren, die wir bei vielen repräsentativen Gestalten der Long-Dynastie wiederfinden – Qualitäten, die von den Bohre nicht durch Gene weitergegeben wurden, sondern durch Erzählungen. Diese »emblematischen Geschichten« wurden in der ersten, kritischen Phase der Dynastie so oft erzählt, dass dadurch die Nachkommen geprägt wurden – vergleichbar dem Begriff des »narrativen Ballasts«.

Wir sind drei Frauen, die das neue Team leiten, das von der Fakultät die Nuówēi-Gruppe genannt wird, und wir gestehen ohne zu zögern, nie zuvor hat eine Forschungsarbeit uns ein solches Vergnügen bereitet wie die hier vorliegende. Das Material erwies sich als überraschend reichhaltig, und besonders die weiblichen Mitglieder der Bohre-Familie bargen Geschichten, die viele jener Eigenheiten beleuchten, die wir bei den ersten zentralen Gestalten der Long-Dynastie wiederfinden.

Außerdem möchten wir hinzufügen, dass wir noch ein untergeordnetes Ziel verfolgten: ein wenig von dem kleinen, merkwürdigen Land Norwegen – von vor über zweitausend Jahren – wiederzuerschaffen, von einem Volk, von dem wenige heute überhaupt etwas wissen, und von einer Zeit, die unserer eigenen sowohl ähnlich als auch sehr unähnlich ist. In diesem Zusammenhang werden wir auch andeuten, was die Ursachen dafür gewesen sein mochten, weshalb Norwegen als Nation dem Verfall erlag und am Ende völlig ausgelöscht wurde.

An Xue, Cui Xiaofen und Zong Meifeng

Weinan Y-1040

I

DER PERSISCHE BLICK

Selbstverständlich haben wir auch andere Anfänge in Erwägung gezogen, aber wir beginnen hier, bei der geselligen Zusammenkunft, die sich zu einen Punkt hin entwickelte, an dem Rita Bohre die Lust überkam, das Toledo-Schwert von seinem Platz über dem Kamin herunterzuholen – nicht weil sie jemanden damit erstechen wollte, sondern weil die männlichen Gäste sich wie kleine Jungen benahmten und die Breitseite der Klinge sich dazu verwenden ließe, ihnen gründlich den Hintern zu versohlen.

Eigentlich hatte alles ganz gut begonnen. Sie hatte die Blumen selbst gekauft. In früheren Jahren hatte sie zur Vorbereitung dieser vielgepriesenen Abende Hilfe angeheuert, doch dieses Jahr waren sie nur wenige – allerdings wurde ja auch kein runder Geburtstag gefeiert. Sie hatte Dagny dafür gewinnen können, ihr zur Hand zu gehen, und sie wollte dieselben Gerichte servieren wie immer, ein Ritual; alle wussten, was auf dem Speiseplan stand. Die Hälfte der Tulpen arrangierte sie in einer Kristallvase in der Tischmitte. Sie hatte die Blumen in Vika gekauft, sie hatte sowieso in die Stadt fahren müssen, da sie hier draußen bei weitem nicht alles bekam, was sie brauchte. Es war schon seltsam, wenn man sich vorstellte, dass Tulpenzwiebeln von ungeheurem Wert waren, als sie das erste Mal nach Nordeuropa kamen. Und jetzt, an einem Apriltag 1940, ging man einfach in einen Laden und suchte sich so viele aus, wie man haben wollte, ohne dass sie allzu viel kosteten.

Die Zeit.

Früher an diesem Tag, auf dem Nachhauseweg, war sie aus dem Zug gestiegen und langsam den Bahnsteig entlangspaziert,

hätte bald dem Stationsgebäude zugenickt wie einem alten Freund, einem, mit dem man Erinnerungen teilt. Sie hatte viele prangende Bahnhofsgebäude in ganz Europa gesehen, war einmal sogar an der Endstation des Orient-Express am Bahnhof Sirkeci in Istanbul ausgestiegen – er sah aus wie eine prächtige Moschee –, doch kein Bahnhof war ihr so lieb wie dieser, an der Stadtgrenze beim Fluss, der in einen der vielen kleinen Fjordarme mündete.

Die Blumenschachtel in der einen Hand, die Einkaufstasche in der anderen, hatte sie den Jahr für Jahr stärker befahrenen Drammensveien überquert, die kleine Gruppe von Läden hinter sich gelassen und war in die ruhigen, schmalen Straßen gelangt, die sich den Höhenzug zwischen dem Fjord und Fornebulandet bergauf schlängelten. In der Stadt lag kaum noch Schnee, hier draußen dagegen schon, im Schatten größere Verwehungen. In einem Garten hatten zwei Jungen kleine Schneemänner in Reih und Glied aufgestellt, die sie jetzt umzuschießen versuchten. »Dein Oberst ist gefallen!«, hörte sie. Jungen und Krieg. Warum dachten sich Mädchen nie so ein Spiel aus? Sie lächelte und ging weiter die Anhöhe hinauf, erfreute sich an dem lauten Vogelgezwitscher ihres Einkaufsköfchens, schnupperte in die Luft und gewahrte den Duft des Frühlings. Sie war in dieser Landschaft aufgewachsen, kannte jeden Fels, jeden Baum, jeden Torpfosten, wusste, wer in den dahinter liegenden Häusern wohnte oder gewohnt hatte, Geschäftsleute, Reeder, hohe Beamte, Künstler, Akademiker – und über ihnen allen ihr König, Fridtjof Nansen, am Hang auf der anderen Seite. Viele stattliche Häuser standen hier, nicht zuletzt die weiße Festung des Schiffsreeders Klaveness ganz oben auf dem Gipfel, sie sah das jetzt deutlicher als in ihrer Kindheit, denn damals hatte sie nie daran gezweifelt, dass sie

selbst in der märchenhaftesten aller Villen in Lysaker wohnte, zumindest in Lagåsen, wie ihre Gegend mit der Zeit genannt wurde. Dass sie hier wohnen durfte, hatte sie ihren Großeltern zu verdanken, dem Großvater und seinem Vermögen, der Großmutter und ihrem ausgefallenen Geschmack.

Wie wir es uns vorstellen, oder zumindest vorzustellen versuchen, wäre es nicht undenkbar, wenn Rita Bohre einen Augenblick in der Auffahrt innegehalten hätte, um sich an dem Anblick der gemauerten Villa zu ergötzen, nur knapp unterhalb des Gipfels gelegen und geradezu hineingegraben in den Berg an einer Stelle, an der die Neigung etwas schwächer ausgeprägt war, der langgestreckte Garten jedoch in einen Steilhang, fast eine Schlucht auslief. Für Rita war dieses Haus schon immer ein Kunstwerk. »Palladio«, hatte die Großmutter gesagt, die sich mit Architektur auskannte zu einer Zeit, da wenige Frauen sich damit auskannten oder sich überhaupt auskennen wollten. »Villa Barbaro«, hatte die Großmutter gesagt. Rita dachte, dass Thea Bohre wohl erst im Nachhinein von diesen berühmten Villen erfahren hatte, und obschon die Villa Bohre klassizistische Züge aufwies, womöglich sogar von dem Renaissancearchitekten Palladio inspiriert war, konnte die erwachsene Rita auf den Bildern, die sie von der Villa nördlich von Venedig sah, keine allzu große Ähnlichkeit erkennen – sofern sich darin nicht ein Protest gegen den nationalromantischen, mit dem Amtsrichterstil vermischten Drachenstil ausdrückte, der damals um sich griff und nach und nach viele der in der Nachbarschaft errichteten Häuser prägte. Zudem besaß die Villa Bohre zwei niedrige Flügel, die symmetrisch beidseits der zweistöckigen Mitte herausragten. Wodurch sich das Anwesen aber am meisten von einer italienischen Prachtvilla unterschied, war der Charakter des

Gartens, ein geordnetes Gestrüpp, dazu die Obst- und die hohen Laubbäume mit der riesigen, pyramidenförmigen Eiche wie ein Hofbaum in der Mitte. Und vor allen Dingen: dass man nicht über weite, urbar gemachte Felder hinwegblickte, sondern über einen graublauen Fjord. »Das ist Norwegen«, soll die Großmutter, als sie bereits einige Jahre hier wohnten, eines sonnenflirrenden Maitags gesagt haben. »Einen Fjord sehen durch blühende Apfelbäume.«

Für Rita war es ein kurzer Weg gewesen zu dem Haus, in dem Erik Werenskiöld in seinem Atelier gestanden und genau diese Aussicht gemalt hatte, ein kurzer Weg zum Hause Polhøgda, in dessen Turm ein melancholischer Fridtjof Nansen gesessen war.

Jetzt waren beide tot.

Die Zeit.

In diesem Jahr, 1940, fiel Ritas Geburtstag, der 6. April, auf einen Samstag. Rita hatte es immer zu schätzen gewusst, Anfang April geboren zu sein, weil die Jahreszeit einen erbaulichen Rahmen um die Feier herum bildete. Dieses Jahr aber, besonders in den letzten Tagen, war eine Unruhe in ihr eingezogen. Es war, als hätte sie eine leichte Erschütterung im Boden wahrgenommen. Denn die Geschichte regte sich. Irgendetwas, das spürte sie, würde geschehen. Etwas, was das kleine Norwegen noch nie erlebt hatte. Ein unüberschaubares, weltumspannendes Drama, in das die Menschen in Norwegen, auf ganz andere Weise als jemals zuvor, verwickelt werden könnten.

Trotz ihrer Besorgnis hatte sie beschlossen, positiv zu bleiben, und vielleicht war das der Grund, weshalb sie sich schon während der letzten Vorbereitungen ein Glas Sherry genehmigte; sie trank sonst selten, sie hatte nicht vor, zu enden wie ihre Mutter, die ihre letzten Jahre hinter einem Schleier aus

Portwein zugebracht hatte, Portwein, den sie zur Tarnung aus einer Teetasse trank. Aber der Sherry tat gut. Sie schenkte sich noch ein halbes Glas ein und erkannte gleichzeitig, dass sich hinter ihrer Unruhe noch eine andere Art Nervosität verbarg. Die Befürchtung, den Anforderungen nicht zu genügen. Warum? Sie war 44. Sie hatte Erstaunliches geleistet. Sie hatte, als eine von wenigen Frauen, eine feste Anstellung an der Universität. Sie hatte drei wundervolle Kinder. Ein Haus, um das die Leute sie beneideten. Keinen Mann, aber trotzdem. Woher diese Aufgewühltheit? Diese plötzliche Unsicherheit?

Die Gäste standen im Wohnzimmer und unterhielten sich vor den großen Fenstern, die auf den Fjord hinausgingen. Die Herren im Smoking, die Damen in langen Kleidern. Rita genoss den Anblick. Wie ein Zeichen von Zivilisation, passend zu den vier Säulen vor der Giebelwand draußen. Nachdem sich der Neon-Kreis aufgelöst hatte, war es ihr Traum gewesen, einen Salon ins Leben zu rufen, eine erlesene Auswahl an Menschen in ihr geräumiges Wohnzimmer zu laden, zu stimulierenden Gesprächen, Lesungen, Konzerten zu ermuntern. Daraus war nie etwas geworden, sofern denn nicht dies, ihr Geburtstag, einmal im Jahr ihren Salon darstellte.

Auch die Gäste bekamen Sherry. Auf diese Weise konnte sie gut einige der vielen Flaschen loswerden, die ihre Mutter ihr im Keller hinterlassen hatte. Zwei Gruppen hatten sich gebildet. Ihre beiden Jungs und Maud, die zwei Herren und Ragnhild. Rita betrachtete sie, während sie die beiden Wasserkaraffen auf den Tisch stellte und die Kerzen anzündete. Die Rotweinflaschen für den Hauptgang standen geöffnet auf der alten Anrichte aus Walnussholz. Ihre Söhne Sigurd und Harald sahen auf einmal so erwachsen aus, und das war nicht allein

auf ihre Kleidung zurückzuführen. Sie *waren* erwachsen. Und genauso blond wie ihr Vater. Arisch, wie ein Deutscher gesagt hätte. Wie oft war sie in Verzweiflung geraten über all die Lausbübereien, die sie als Kinder angestellt hatten, die unerledigten Hausaufgaben, das gefährliche Klettern auf hohe Bäume, die brutalen Schneeballschlachten im Winter, die halsbrecherischen Schlittenfahrten auf der Korketrekkeren-Rodelbahn. Und jetzt sieh sie dir an! Eine Augenweide. So verändert. Sie hatte den letzten Roman des jungen Grieg nicht gelesen, aber der Titel, entlehnt von Henrik Wergeland, gefiel ihr: *Jung noch muss die Welt sein*. Sigrid Undset lag falsch mit ihrer Behauptung, dass der Menschen Herzen sich nicht veränderten. Alles, auch die Spezies Homo sapiens, der hart geprüfte Mensch, befand sich in einer Entwicklung.

Hinter alldem jedoch: der Stein, der ihr im Magen lag. Die Zeitungen schrieben von Meeren voller Kriegsschiffe. Manche meinten, Norwegen könnte von einer Invasion heimgesucht werden.

Björg, ihre Tochter, fand stets eine Ausrede, um sich vor solchen Anlässen aus dem Staub zu machen. Sicher war sie bei Esther, ihrer zurückhaltenden und rätselhaften Freundin. Rita hoffte, ihre Tochter würde noch auftauchen. Wenigstens ein bisschen Klavier könnte sie doch für sie spielen, irgendetwas Erbauliches, Bach vielleicht, eine der Englischen Suiten, eine von denen, die nicht in Moll geschrieben waren; keine Tischgesellschaft, keine Unterhaltung konnte einen besseren Auftakt erfahren als durch Johann Sebastian Bachs Klänge, ein Hinweis darauf, wie weit es der Mensch mit seinem Ideenreichtum, seiner Schöpferkraft zu bringen vermochte. Das durfte man nie aus den Augen verlieren, ganz gleich wie düster die Aussichten standen: die JSB-Korrektion.

Wir hätten unseren Bericht selbstverständlich auch hier beginnen können, da das Folgende, oder die Ereignisse, die als Ursache des nun Folgenden betrachtet werden können, in so vielen unseren Quellen zugrundeliegenden Erzählungen oder Erzählungsbruchstücken beschrieben, um nicht zu sagen, besungen wurden, dass sie den eigentlichen Kern der norwegischen Mentalität des 20. Jahrhunderts zu bilden scheinen. Den Spuren nach zu urteilen, muss die kleine Nation mehr als hundert Jahre gebraucht haben, um diese Erfahrungen zu verarbeiten.

Es war spät am Morgen, als Harald Keller, zumeist unter dem Namen Harald Bohre erwähnt, endlich erwachte und sich nach Sekunden der Verwirrung – die Tapete, das Bett, der Geruch – erinnerte, wo er war. Vorsichtig wand er sich unter dem Arm einer Frau heraus, die ihn auch noch im Schlaf umklammerte, und betrachtete die landkartenähnlichen Flecken auf dem Rollo. Er hatte Lust auf eine Zigarette, verzichtete aber. Er verspürte das Bedürfnis, sich zu waschen, hatte aber nicht die Kraft aufzustehen. Bis die Arbeit im Theatercaféen rief, sollte er lieber die Zeit nützen und an diesen weichen Körper angeschmiegt liegenbleiben, dachte er und kroch wieder zurück. Nicht dass er sich nicht darauf freute, Weste und Schürze anzulegen, Speisekarten auszuteilen, die Gesichter der Gäste zu studieren, wenn sie beim Lesen der Karte gleichsam mittels der gefälligen Schrift in Gedanken von jedem Gericht kosteten; genauso wichtig aber war es ihm, so viel wie möglich über Betriebswirtschaft zu erfahren, denn am Ende jener Tage, die er wie an einer Schnur aufgereiht vor sich liegen sah, strahlte die Verwirklichung seines Traums, seines eigenen

Café Agora. Harald Keller unterschied sich nicht von anderen Menschen. Die Nase in einen Frauennacken gebohrt, die Augen geschlossen, verschloss er die Augen gleichzeitig auch vor der Tatsache, dass jetzt jeden Tag das große Chaos ausbrechen konnte. Es war der 9. April 1940, und Harald Keller wurde, noch buchstäblicher als andere Norweger, von einem historischen Wendepunkt im Bett überrascht. Im Laufe einiger frenetischer Stunden sollte er ein warmes Bett mit einer schlafenden Frau darin gegen eine verschneite Böschung und ein Maschinengewehr im Anschlag tauschen.

Ein kurzes Frühstück, ein kurzer, leicht angestrenzter Austausch von Phrasen, ein kurzer pflichtschuldiger Kuss, dann eilte er hinaus. Vergangenen Abend noch war sie ein Gast gewesen, eine Frau, die ihn angestarrt, ihm Blicke zugeworfen hatte, die ihm nur zu gut bekannt waren, und nach der Sperrstunde war er mit zu ihr nach Hause gegangen. Sie war jung, gutaussehend, Witwe. Vielleicht hatte sie ihm auch ein wenig leidgetan. Sie war Künstlerin. Vielleicht eine mit Zukunft, vielleicht auch nicht. Es war nicht das erste Mal, dass sie sich an ihn rangemacht hatte, aber erst am vergangenen Abend hatte er nachgegeben. Er war nicht stolz darauf, und es war erst das zweite Mal, dass er sich auf so eine Geschichte eingelassen hatte. Fast wie zum Trost hatte er bei dieser gebieterischen, selbstsicheren Frau Zuflucht gesucht, womöglich konnte er durch sie dieses ganze Schlamassel mit Maud vergessen. Nach der missglückten Feier bei Mutter war er noch stärker in eine Art Gleichgültigkeit hineingeschlittert, hatte den Zufall regieren lassen. Das lange Schlafen war nicht nur auf Erschöpfung zurückzuführen, sondern ebenso sehr auf die Schwermut, die über ihn hereingebrochen war. Er wollte in Schlaf fallen, erst durch einen Wangenkuss von Maud wieder geweckt werden.

Es war später Vormittag, und als er auf die Kongens gate hinaustrat und sein kleines Zimmer in der Pilestredet ansteuerte, merkte er, dass etwas anders war. Niemand lief schreiend umher, aber irgendetwas hatte sich verändert. Dann: Fliegergeräusche. Er schaute nach oben, und da kamen sie, hoch oben, nicht im Gleitflug, sondern im Sturzflug auf die Festung Akershus hinab. Sechs Flieger. Englische? Nein, es mussten deutsche sein. In einem dieser unverständlichen Seitenäste des Denkens kam es ihm in den Sinn, dass Sigurd gewusst hätte, um welche Flugzeugtypen es sich handelte, Messerschmitt, Heinkel oder Stuka, wie sie genannt wurden. Zuerst drei, dann noch drei, begleitet von einem infernalischem Heulen. Harald sah, er *sah*, zwei der Bomben durch die Luft fliegen. Ein kreischender Ton, abgelöst von einem gewaltigen Dröhnen, und noch einem. Sogar dort, wo er stand, konnte er den Luftdruck wie einen kräftigen Ruck im Körper spüren, und von dem Gebäude direkt hinter ihm fielen Dachziegel herunter. Vom Festungsplatz aus stieg Rauch in den Himmel. Eine der Bomben musste dort eingeschlagen haben. Aufgeschreckte Pferde galoppierten aus dem Stall, eines davon rutschte auf dem Kopfsteinpflaster aus und ging hässlich zu Boden. Harald musste sich an die Wand stützen, den Mauerverputz mit den Fingern befühlen. Es war, als wäre er in einer anderen Welt aufgewacht, in eine andere Welt hinausgetreten. An einen Ort, an dem – unmöglich zu fassen – Krieg herrschte. Er hielt einen älteren Mann auf der Straße an, packte ihn regelrecht am Jackenaufschlag. Was passierte hier? Da erfuhr er, dass die Deutschen Norwegen angegriffen hatten, nicht nur Oslo, sondern mehrere Küstenstädte. Der Mann, der über Haralds aufgeregte Ungläubigkeit erschrocken wirkte, teilte ihm mit, dass er es im Radio gehört habe.

Die Zeit ist aus den Fugen geraten, dachte Harald. Was mache ich jetzt?

Am Abend zuvor, direkt bevor sie das Theatercaféen verlassen hatten, war der Fliegeralarm mit seinem heiseren Geheul losgegangen. Weil der Alarm ständig zu hören war, und stets grundlos, hatten sie davon keine Notiz genommen. Es war eine kalte Aprilmacht und sie waren umschlungen durch verdunkelte Straßen geschlendert – auch das war zur Gewohnheit geworden, um Mitternacht wurde der Strom abgedreht. In der Wohnung der Frau hatten sie Kerzen angezündet und sich unter die Bettdecken gelegt. Er war in einer seltsam willenlosen Stimmung gewesen, hatte sich einfach treiben lassen in einem Spiel, bei dem sie leidenschaftlich die Führung übernommen hatte. Sie waren spät eingeschlafen, vielleicht hatte er mitten in der Nacht noch einmal Sirenen gehört, vielleicht sogar Flugzeuge frühmorgens, es konnte ein Traum gewesen sein, er hatte eine vage Erinnerung daran, dass die Frau, wie hieß sie nochmal, Wenche, gefragt hatte, ob sie das Radio aufdrehen solle, und dass er ein Nein gemurmelt hatte, das sei bloß eine Übung, Scheiße, wieso konnten sie nicht aufhören, die Leute mit diesen falschen Alarmen zu quälen. Aber jetzt? Echte Flieger und echte Bomben. Er begann zu laufen. Diese verdammten Nazischweine versuchten, Akershus zu zerstören! Das Erste, woran er dachte, war, dass er vor knapp zwei Monaten zusammen mit Maud dort gestanden hatte, direkt neben dem Festungsplatz. An einem Februartag bei leichtem Schneetreiben waren sie neben dem Haupteingang stehen geblieben und hatten sich über Tolstois Roman *Anna Karenina* unterhalten. Harald war krank vor Verliebtheit gewesen, und mit Schneeflocken in den Wimpern hatte Maud ihn mit einem intensiven Blick bedacht und erzählt, wie schockiert sie gewesen sei über die Stelle, wo Wronskij, kurz nachdem er

endlich mit Anna vereint war und sie nach Italien reisten, sagte, dass er doch nicht glücklich sei. Das war es, was Harald am allermeisten mit Zorn erfüllte: *Sie hatten die Stelle bombardiert, wo Maud Evensen mit Schneeflocken in den Wimpern gestanden und über die Liebe gesprochen hatte.*

Er rennt am Parlamentsgebäude vorbei, erreicht die Karl Johan. Niemand scheint von Panik ergriffen, alles sieht aus wie immer, Menschen und Autos auf den Straßen. Was soll das? Die Deutschen werfen Bomben über der Festung ab, über Mauds wunderschönen Fußabdrücken, und trotzdem haben alle Läden geöffnet und die Bürger der Stadt spazieren bedächtig umher. Hatte der Mann in der Kongens gate sich geirrt? Nein, Harald hatte die Flieger selbst gesehen, das Dröhnen der Bomben mit eigenen Ohren gehört. Die zertrümmern die Akershus-Festung, zum Henker! Er sieht mehrere junge Männer herumstehen. Warum eilen sie nicht zu ihren Treffpunkten? Er läuft zum Ausstellungsfenster des *Morgenbladet*, um den Aushang mit den neuesten Nachrichten zu lesen. Die Deutschen marschieren den Drammensveien entlang auf die Stadt zu, steht dort. Er muss den Satz noch einmal lesen, weigert sich zu glauben, dass das wahr sein kann.

In seinem Zimmer am unteren Ende der Pilestredet setzte er sich hin und dachte nach. Er hatte bei seiner Wirtin geklopft, die einen unbeirrten Eindruck machte, aber alles bestätigen konnte. Die Deutschen hatten Norwegen angegriffen. Auch sie hatte es im Radio gehört. Er hatte sie gebeten, das Telefon benutzen zu dürfen, um seine Mutter in Lysaker anzurufen. Mutter wusste immer Rat. Aber es war kein Freizeichen gekommen. Daraufhin hatte er die Wirtin gefragt, ob sie das Radio einschalten könne. Doch ausgerechnet da hatte es keine Sondersendung gegeben, nur Musik, langsame, sinnlose Musik.

Wie wir es vor uns sehen, oder vor uns zu sehen versuchen, könnte er wieder hinausgegangen sein und sich in den Straßen herumgetrieben haben, wobei er vor Aufregung vermutlich vergessen hatte, den Mantel überzuziehen. An einer Ecke der Akersgata standen drei Männer seines Alters, die in den Himmel hinaufzeigten, und Harald hörte sie darüber sprechen, dass ein deutscher Flieger die Flugabwehr auf dem Dach des Redaktionshauses der Tidens Tegn unter Beschuss genommen hatte. »Was tun wir?«, fragte Harald. »Viel können wir wohl nicht tun«, sagte ein kleiner Hagerer. Ob kein Befehl zur allgemeinen Mobilmachung ausgegeben worden sei, wollte Harald wissen. Ob die Regierung denn nicht den Krieg erklärt habe? Aus den Gesichtern der anderen war abzulesen, dass auch sie im Unklaren waren. Harald hopste beinahe vor Ungeduld. Wieso nutzte die Militärführung nicht alle zur Verfügung stehenden Mittel; warum ertönten keine Sirenen, warum erklangen keine Kirchenglocken, warum waren nicht überall Plakate angeschlagen? »Wisst ihr, wo ihr antreten sollt?«, fragte Harald stattdessen. Die anderen wussten nichts von einem Plan, irgendwo antreten zu müssen, es gab keine eindeutigen Befehle. »Bringt ja doch nix«, sagte einer. »Mein Mobilmachungsstützpunkt ist jedenfalls die Akershus-Festung«, sagte Harald. »Viel Spaß auch«, entgegnete der Hagere. »Hab gerade gehört, dort stehen schon die Deutschen. Beim Parlament auch. Ein einziges Chaos. Wir können einen Dreck tun.« Er bot Harald eine Zigarette an, die er annahm, die aber zu Boden fiel. Er blickte auf seine Hand hinunter und sah, dass er zitterte, vor Wut zitterte.

Sie hatten die Stelle bombardiert, wo Maud noch vor kurzem mit Schnee in den Wimpern gestanden hatte, und keiner dachte daran, auch nur einen Finger zu rühren.

Harald kehrte in sein Zimmer zurück. Er hatte sich – stolz und lautstark – als Kriegsgegner ausgegeben. Schön und gut. Aber jetzt, inmitten der Katastrophe, von der er nie geglaubt hatte, dass sie eintreten würde, von dem Moment an, als er die Bomben niedergehen sah, da ihm zu Bewusstsein kam, dass die Deutschen imstande waren, alles zu morden, was ihm lieb war, wurde er von einer Wut erfüllt, die irgendwie alles veränderte. Nein, nicht von Wut. Von einem blinden Zorn. Im Kopf sah er Bilder von deutschen Soldaten, die in sein schönes Vaterland gestampft kamen. Der Gedanke war unerträglich. Er fühlte sich losgelöst. Er empfand eine Art Glück in dieser umwälzenden Situation, erkannte darin auch eine goldene Gelegenheit, sich selbst zu überraschen. Sein kampfeslustiger Bruder lag bestimmt schon irgendwo draußen bei Lysaker und ballerte Deutsche nieder, die gerade in Fornebu aus ihren Flugzeugen herauswatschelten. Sofern Sigurd sich nicht längst am Gjelleråsen eingefunden hatte und dort in Stellung gegangen war.

Die Deutschen wollten in Norwegen einfallen? Darauf konnten sie warten, bis sie schwarz wurden.

Die ganze nächste Stunde lief Harald auf Hochtouren, er suchte Freizeitkleidung heraus, packte einen Rucksack und befüllte ihn mit Dingen, die man für mehrere Tage und Nächte im Freien benötigte, Essen, Besteck, Toilettenartikel, Handtücher, Schlafsack. Er wickelte einen neuen, dünnen Verband um seine linke Handfläche; der Schnitt war weniger tief, als er angenommen hatte, aber er lächelte, wie über die Vorstellung, dass er bereits verwundet sei. Von einem Schwert! Aus der Abstellkammer holte er noch schnell Skier und Stöcke und begab sich im Laufschrift in Richtung Storgata, fühlte sich stärker denn je, in Hochstimmung, unbesiegbar. Die Sonne schien jetzt, ein Wetter, das mit der Situation kollidierte. An mehreren

Stellen sah er Ansammlungen junger Männer an den Straßenecken. »Wir müssen kämpfen!«, rief er. »Das bringt nichts«, lautete die immer wiederkehrende Antwort. »Sie sind überall.« Er kam am Youngstorget vorbei und forderte ein paar Jugendliche auf, sich ihm anzuschließen. »Wir haben die Waffen niedergelegt!«, sagte einer. »Gerade haben wir gehört, dass Oslo sich den Deutschen ergeben hat.« Harald dachte: Ich nicht! Niemals! Ich werde in den Treppenhäusern kämpfen, in den Straßen, den Bergen, ich werde im Wald kämpfen, ich werde niemals aufgeben! Verdammt nochmal, nie! Auf einmal ergab solches Denken einen Sinn. Eigentlich gab es keine Alternative. Er schämte sich der Worte, die er bei Mutters idiotischer Feier heruntergeleiert hatte. Es war alles ganz einfach.

In der Storgata springt er auf einen Pritschenwagen, auf dessen Ladefläche zwei junge Männer mit Rucksack sitzen. Sie geben ihm ein Zeichen, dieselbe Entschlossenheit im Blick wie er selbst, voll zielgerichteter Wut. Er nimmt an, dass sie in nördliche Richtung fahren, den Trondheimsveien hinauf, doch der Wagen biegt in die Brugata ein, auf den Mosseveien zu. Er bittet sie anzuhalten, worauf die beiden erklären, in Askim seien Streitkräfte stationiert, und in einem neuerlichen Gefühl des Losgelöstseins und zugleich voller Elan, sich Leuten anzuschließen, die zu kämpfen bereit sind, denkt Harald: Genauso gut kann ich dort mithelfen, die verdamnten Deutschen aufzuhalten. Langsam holpern sie die Stadt hinaus, auf den Straßen herrscht Gedränge. Die ganze Zeit über halten sie Ausschau nach deutschen Truppen, doch an der matschigen Straße entlang sehen sie nichts als verwirrte norwegische Bürger, von denen keiner diese drei Männer mit aufmunternden Zurufen bedenkt, Männer, die bereit sind, in den Kampf zu ziehen gegen die Nazigewalt, die so bösartig eine schlafende Nation überrumpelt hat.

Achtundvierzig Stunden später, am Donnerstag, lag Harald Keller an der Brücke bei Fossum in Stellung, dort, wo die aus der Hauptstadt führende Bundesstraße direkt vor Askim den Fluss Glomma kreuzte. Falls die Deutschen im Sinn hätten, die Flanken zu sichern und zugleich die Festungsanlagen auszuscha-
 len – und jede Kriegskunst sprach dafür – würden sie diesen Weg entlangkommen. Zumindest ein paar Bataillone.

Viel war geschehen in den letzten Tagen. Oslo war erobert worden, ohne jeden Widerstand – eine Schande. Wie war das möglich? Harald und die anderen hatten von Quislings Radioansprache Wind bekommen, sie hatten gehört, der König und die Regierung seien auf der Flucht nach Norden, sie hatten von Oscarsborg gehört und dem Kreuzer Blücher. Wo zur Hölle war die britische Marine?, dachte Harald. Waren die nicht, vollbeladen mit Minen, vor der gesamten Küste stationiert? Wie war es den deutschen Schiffen gelungen, sich an der vermeintlich stärksten Kriegsflotte der Welt vorbeizuschummeln? Die Westmächte mussten doch von dem Angriff gewusst haben, ganz sicher war bereits Tage zuvor von Geheimagenten eine erhöhte Schiffs- und Truppenkonzentration gemeldet worden. Es war jedenfalls noch nicht zu spät, dachte Harald. Er sah vor sich, wie Zehntausende andere norwegische Männer rundum in Norwegens weiten Landen sich an ihren Mobilmachungsstützpunkten eingefunden hatten und jetzt, so wie er, in Bereitschaft waren, den Finger am Abzug, darauf vorbereitet, strategisch wichtige Ziele auf Biegen und Brechen zu verteidigen.

Harald und die zwei anderen vom Pritschenwagen waren bis zum Lehrerzimmer der Askimbyen-Schule gelangt, wo sie eingetragen worden waren und ihnen Kleidung, Ausrüstung

und ein Krag-Jørgensen-Gewehr samt Munition ausgehändigt wurde. Alle hatten eine kurze Einschulung oder Auffrischung im Waffengebrauch erhalten. Harald wurde der Maschinengewehr-Einheit zugeteilt. Bei der ganzen sinnlosen Exerziererei am Truppenübungsplatz hatte es ihm immer vor der Vorstellung geirrt, Teil einer Masse zu sein, die marschierend ihr Land verteidigte. Und hier war er nun, zwar nicht marschierend, aber doch volle Fahrt voraus in den Krieg, mit jeder Faser seines Körpers zum Kämpfen bereit.

In der Schule hatten sie Verpflegung bekommen und auch geschlafen, und schon bei Tagesanbruch am Mittwoch waren sie, die dritte Brückengruppe, dreißig Mann und vier Vorgesetzte, in zwei Bussen zur Brücke bei Fossum gefahren worden. Es war bewölkt, kein Niederschlag, kalt. Harald, einer der wenigen, der über Erfahrung am schweren Maschinengewehr Browning M/29 verfügte, wurde als Schütze in einer der drei Maschinengewehr-Einheiten eingesetzt; sie waren zu viert in jeder Gruppe, hätten mehr sein sollen, aber vier waren genug. Die meiste Zeit des Tages verging mit Verschanzen. Sie standen knietief im Schnee, in Schluchten und Gräben sanken sie bis zu den Hüften ein. Schussfelder wurden ausgehoben. Auf dem Hang bei Askim, fast auf gleicher Höhe mit der Brücke, fand Haralds Gruppe eine kleine Mulde, die gute Deckung bot. An diesem Tag fanden sie sogar ein bisschen Schlaf, ein paar Stunden auf einer Strohmattatze in dem Haus unten am Fluss, in dem der Kapitän seinen Kommandoplatz hatte, sogar zu essen bekamen sie, aus einer Feldküche, sein eigenes Lunchpaket war längst aufgebraucht, aufgeteilt auf die anderen, und Harald ertappte sich dabei, dass es ihm Bewunderung abrang, wie durchgeplant alles war, wie reibungslos alles zu funktionieren schien, er war von Optimismus erfüllt,

von dem Glauben, der bloße Anblick dieses Willens zum Widerstand überall in Norwegen, dieser gutgeölten Maschinerie, würde die Deutschen so entmutigen, dass sie sich höflich verneigten, auf dem Absatz kehrtmachten und die ganze Invasion abbliesen.

Am Donnerstag stand wieder Drill am Programm, Gewehrreinigung, Grundlagentraining – die ohne militärische Ausbildung wussten noch nicht einmal, wie man Patronen in eine Krag-Jørgensen einlegte oder wie das Nachladen funktionierte. Haralds Team trainierte am Maschinengewehr, Schlagbolzenwechsel und Kühlwassertausch, um ein Überhitzen der Waffe zu verhindern. Sie befanden sich in fortwährender Anspannung. Kamen die Deutschen? Weil der Fähnrich nun doch der Meinung war, die Stellung von Haralds Team liege zu weit unten, mussten sie das Browning M/29 wieder auseinanderbauen, Waffe, Rohrwiege und Lafette, Munitionskästen und die gesamte Ausrüstung höher den Hang hinauf verlegen. Sie hatten schwer zu tragen, der Schnee war brüchig und sie sanken ständig bis zu den Knien ein, endlich aber hatten sie das Maschinengewehr an neuer Stelle montiert, ein neues Schussfeld freigeräumt und zur Tarnung Nadelbaumzweige herangeschafft.

Unter ihnen lag die Glomma, deren festes Eis von einem Ufer zum anderen reichte, sowohl ober- als auch unterhalb der Brücke. Bei Ankunft der Deutschen sollte die Brücke gesprengt werden. In der Sprengkammer wartete die Ladung bereits auf ihren Einsatz. Harald saß fröstelnd in Stellung. Diese Konstruktion eines Brückenpfeilers mit Sprengkammern brachte ihn ins Stutzen. Beim Bau einer Brücke gleichzeitig die Möglichkeit ihrer Zerstörung mit einbauen! Als ob die Zivilisation jederzeit die Barbarei miteinrechnen müsse.

Die Dämmerung brach herein. Er betrachtete die Farben im Schnee, der hier wesentlich höher lag als in der Stadt. Auf einmal musste er an seinen Grundschullehrer denken, der ihnen gezeigt hatte, wie man beim Malen einer Winterlandschaft den Schnee mit blauen Schatten versehen konnte, wie schön, wie naturgetreu es dann wirkte. In Askim hatte er die Skier ablegen müssen, konnte sie nicht gebrauchen. Idiotisch. Er bereute es, dass er nicht lieber rauf nach Maridalen gegangen und dort in den Wald hinein verduftet war. Er hätte die Nordmarka durchstreifen können, diese Gegend, die er so gut kannte. Kilometerweit dichter Wald, in dem man sich verstecken konnte. Die jungen Männer mussten sich jetzt zu Dutzenden dort eingefunden haben, in jeder Hütte, jeder Waldbaracke, unter jeder Hügelkuppe. Ein perfekter Ort als Basis für den Widerstand. Harald fantasierte davon, wie er im weißen Tarnanzug mit einem Gewehr am Oppkuven lag und fast eigenhändig die halbe Nordmarka von Deutschen freihielt.

Dann war sie wieder da. Maud. Mauds Wimpern. Mauds Hütte tief im Waldinneren. Bald drei Wochen war es her, dass er dort vor dem Kamin gesessen war und Shakespeare zitiert hatte, und dann ... Der bloße Gedanke daran schmerzte. Er hatte es niemandem erzählt, auch Sigurd nicht, hatte nicht einmal erwähnt, dass er dort gewesen war, dass er Samstag dann doch noch zur Hütte aufgebrochen war. Du liebe Güte, wie er es bereute. Er hätte alles darum gegeben, diesen Tag noch einmal erleben zu dürfen. Auch bei Mutters alberner Geburtstagsfeier hatte er keine Gelegenheit gefunden, sich mit Maud unter vier Augen zu unterhalten. Eigentlich hatte es ihn überrascht, dass sie überhaupt dagewesen war. Oder war sie nur deshalb gekommen, weil sie seine Mutter bewunderte? Maud redete oft von »Rita Bohre«, als ob sie ein Symbol wäre; sie sprach,

und das mit erstaunlichem Enthusiasmus, über alles, was seine Mutter erreicht hatte, was das für jüngere Frauen bedeutete. Im Stillen hatte er sich darüber geärgert, weil er befürchtete, im Schatten seiner Mutter zu stehen. Schon am Tag nach der Feier hatte er sich geschworen, Maud zu fragen, ob sie mit ihm ausgehen wolle, hatte sich ausgemalt, wie er sie in das im obersten Stock des neuen, tempelähnlichen Folketeater-Gebäudes gelegene Restaurant Skansen ausführte, wie er ein paar Worte über die Aussicht verlor und sie gleichzeitig um Vergebung bat. Vielleicht konnten sie hinterher tanzen. Und danach dann ... Es hätte ein Abend werden sollen, an dem sich alles entschied, an dem alle Karten auf den Tisch gelegt wurden. Und wenn er schlicht und einfach um ihre Hand anhielte?

Stattdessen sitzt er nun hier, dem Mond näher als dem Tanzparkett des Stratos, näher an Sirius als an Mutters Villa voll mit Gemälden und Bachs Musik und Teppichen aus Isfahan und dem ganzen unverbindlichen Gefasel, das man nach einem erlesenen Mahl und jeder Menge guten Weins vor dem Kamin von sich gab. Hinter einer Waffe mit eingelegtem Gurt für 250 Schuss sitzt er im Schnee, bereit, jeden uniformierten Deutschen zu töten, der auch nur seine Nasenspitze auf der anderen Seite des Flusses herausstreckt. Er ertappt sich dabei, wie ihm der Mund offen steht vor dieser Spannbreite, dieser Fülle an Möglichkeiten, die in einem Menschen verborgen lagen.

Maud. War sie, neben all dem anderen, der Grund dafür, dass er jetzt hier war? Seine Schuldgefühle?

Er fror, sogar mit seiner eigenen Mütze unter der Feldhaube und einem Pulli unter der Lodenjacke. Auch einen Schal hätte er noch vertragen können. Er saß in der Stellung zusammen mit Geir, dem Gruppenkommandantstellvertreter, der für das richtige Einsetzen des Patronengurts zuständig war. Geir hatte

noch nicht einmal die Rekrutenausbildung absolviert, hatte aber an der freiwilligen militärischen Schulung teilgenommen, die direkt nach Weihnachten abgehalten worden war. Er stammte aus Råde, und im Gegensatz zu den anderen ruchlosen Feiglingen, denen er in Oslo begegnet war, hatte er sich hierher begeben, als ob es das Selbstverständlichste auf der Welt wäre. Beide waren sie wieder hungrig. War der Nachschubweg aus Askim zusammengebrochen? Harald fantasierte von dem Essen seiner Mutter, dem Essen seiner Kindheit. Sie war vielleicht keine große Köchin, aber so lange er lebte, wäre ihm ihr Essen das liebste, Lammsteaks und Koteletts, Würstchen und Frikadellen, gekochter Dorsch, gebratene Makrelen. Erbsensuppe. Beim bloßen Gedanken an Mutters Erbsensuppe mit Fleisch grub sich ihm ein Loch in den Bauch.

Der Abend wurde lang. Noch länger die Nacht. Wo blieben denn nun die verhassten Deutschen, die sein zerfurchtes, wettergepeitschtes, geliebtes Land zu besudeln gedachten? Er fror, versuchte es mit Bewegung. Inzwischen musste es Minusgrade haben. Er nickte ein, bekam aber nichtsdestoweniger mit, dass um Mitternacht herum Verstärkung eintraf, mehrere Vorgesetzte, noch mehr Maschinengewehre, die Befehle wanderten von Mund zu Mund, sie mussten inzwischen über hundert Mann sein, aber noch immer fehlten ihnen wichtige Waffen – Maschinenpistolen, Handgranaten, Minenwerfer. Unten im Haus des Hauptmanns legte Harald sich für eine Stunde auf der Strohmattatze aufs Ohr, bevor er wieder in die Stellung hinaufkletterte. Endlich wurde ein wenig Verpflegung herbeitransportiert, Lapskaus diesmal. Himmlisch. Etwas, das auch seine Mutter gekocht hatte. Und das sie auch hin und wieder in der Kikutstua gegessen hatten. In Gedanken schickte Harald einen Dank an die Mädchen in Askim, die diese Mahlzeit

zubereitet hatten. Die ganze restliche Nacht verbrachte er fast unablässig damit, auf die andere Seite hinüberzuspähen. Kurz sah er den Himmel aufblitzen, einen Halbmond, schob den Gedanken an eine Sichel, den Tod, aber beiseite. Mehrmals nickte er ein und fiel mit der Nase auf das Maschinengewehr, Waffengeruch stahl sich in einen undeutlichen Traum.

Frühmorgens erwachte er mit einem Schlag. Busse, vollbeladen mit Deutschen, waren auf dem Weg. Er stand auf, schlug die Arme übereinander, um sich warm zu halten. Der Fernsprecher unten beim Hauptmann bekam noch eine letzte Meldung, als die Deutschen die Beobachtungsposten in Spydeberg passierten. Wenn die Busse oben rechts auf der anderen Flussseite aus der Kurve herauskamen, mussten sie vor Erreichen der Brücke hundert Meter neben einer steil abfallenden Felswand entlangfahren, die ganze Strecke seitlich zu den Stellungen, die 150 bis 200 Meter entfernt versteckt auf der Askimer Seite lagen. Wie Zielschießen, dachte Harald.

Er ließ sich auf den Sitz hinter dem Maschinengewehr fallen und legte die Hände an den Griff. Unmöglich, das Herzklopfen loszuwerden. Doch der Anblick der schmalen Straße, die auf der anderen Seite an der Klippenwand entlang freigesprengt worden war, machte ihm Mut. Oslo, diese Scheißstadt mit ihren handlungsunfähigen Krämern, mochte verloren sein. Das Gold Norwegens war die Natur. Die wilde, unwegsame Natur. Die vielen Berge, Fjorde, Wälder. Es stimmte, was Onkel Albert auf Mutters Party gesagt hatte: Norwegen war eine riesige, uneinnehmbare Festung. Man schaffte es kaum, Eisenbahnen in diesem Land zu bauen. Sowohl der Vater als auch der Großvater hatten abends an Haralds und Sigurds Bettkante gesessen und ihnen von den Herausforderungen beim Bau der Bergensbane erzählt, von Tunneln

durch Berge, Brücken über schwindelerregende Schluchten, von Schneestürmen, die über die Ebene fegten. Jede fremde Macht, die dieses Land zu okkupieren versuchte, würde sehr bald erfahren, wie unmöglich es war, sich über einen längeren Zeitraum hier festzukrallen.

Die Sinne aufs Äußerste angespannt, fühlte er sich plötzlich mit einer Hypersensibilität ausgestattet, wie ein Tier. Es erinnerte ihn an das Versteckspiel seiner Kindheit und an die Zeit seines sexuellen Erwachens, als er die Mädchen riechen, durch ihre Kleidung hindurchsehen, ihr Atmen hören konnte; als ein Kuss wie ein langes Gespräch schmeckte und eine Hautberührung ihm elektrische Stöße versetzte.

Maud.

Alles war still. Eine gespenstische Stille. Einige Singvögel saßen unterhalb im Gebüsch, aber ihr Gesang war nicht zu hören. Nicht einmal das Geräusch des ersten Busses hörte er, sah nur etwas Gelbes überdeutlich im Schneematsch auf der Straße zum Vorschein kommen und so um die Kurve biegen, dass dessen gesamte Längsseite sichtbar wurde. Ein Schøyen-Bus. Einer dieser Busse, die er früher täglich gesehen hatte, die jetzt aber voll waren mit Deutschen. Mit Feinden. Er zielte, hatte die gelbe Metallfläche vor dem Korn und das Korn stabil in der Kimme. Der Bus verlangsamte die Fahrt. Der Fahrer musste die Rundhölzer entdeckt haben, die direkt vor der Brücke den Weg versperrten. Mehrere Deutsche sprangen heraus. Harald und die anderen hatten Befehl, so lange mit dem Schießen zu warten, bis sich so viele Busse wie möglich auf der Strecke zwischen Kurve und Brücke befanden. Dann knatterte es. Die Stellung rechts von ihnen, die den Deutschen am nächsten lag, hatte nicht länger zuwarten können. Der zweite Bus kam in der Kurve in Sicht, hielt aber an. Und jetzt ging der Krach

MAUD-LAND

Ihr Zentrum in der Welt ist die Hütte, und besonders dann, wenn sie eingeschneit, halb unsichtbar im Gelände liegt. Sie nennt es Maud-Land. Das ganze Waldgebiet der Nordmarka ist Maud-Land.

Es geht auf den Abend zu, und sie sitzt an dem kleinen Tisch vor dem Fenster. Im Kamin schlagen die Flammen hoch und das Feuer im Küchenofen brennt gut. Die eine Hand am Rand des aufgeschlagenen Buchs, mit der anderen die Teetasse umklammernd – seit sie Rita Bohre kennengelernt hat, trinkt sie wieder mehr Tee –, hält sie ihre Augen nicht auf die Buchseiten gerichtet, sondern auf den verschneiten See, auf die Loipe, die von Heggelia hierherführt. Sie wartet, und obwohl es sich bei dem Buch um den neuen Roman von Thomas Mann handelt, kann sie sich nicht darauf konzentrieren. Sie wartet. *Er* wird hierherkommen, zu ihr. Sie wartet auf ihn, hier, im Maud-Land.

Sogar in dem Sommer, als beide zu Besuch waren, als sie beide gegeneinander abwog, betrachtete sie sie als Gäste in ihrem Reich, einem Reich, über das sie herrschte, seit sie klein war. Wenn sie in der Hütte im Krokskogen war, kehrte immer auch ihre Kindheit zurück, und besonders deutlich in jenem Sommer, als ihre Sinne durch das Umgebensein von zwei Männern auf eine Weise geweckt wurden, die sie bereits vergessen gehabt hatte, Erinnerungen an die Jahre, in denen sie gemeinsam mit ihrem Vater zum Wandern hierhergekommen war. Alles, was sie über den Wald wusste, hatte ihr Vater ihr beigebracht. Im Frühling hatte er ihr gezeigt, wie man Weidenflöten schnitzte, so dass man die »Morgenstimmung« von Grieg darauf spielen konnte, er hatte sie die Namen von Tieren und

Vögeln, Pflanzen und Insekten gelehrt, ihr die Biberspuren gezeigt, sie dazu angeregt, stehenzubleiben und dem Hacken des Dreizehenspechts zu lauschen, hatte in den Wipfel einer Kiefer auf der anderen Seite des Sees gedeutet, wo ein Fischadler sein Nest hatte, oder gegen einen morschen Stamm getreten, damit sie die Pilze, die Larven, das wimmelnde Leben darin studieren konnte, während sie gleichzeitig eine Zweigestreifte Quelljungfer bei ihrem Flug tief über dem Wasser einer Bachmündung beobachteten, *Cordulegaster boltonii*, wie er zu erzählen wusste, ein Name, den sie bis heute im Gedächtnis behalten hat. »Benannt nach James Bolton, einem Insektensammler aus dem 18. Jahrhundert. Stell dir vor, keiner weiß mehr, wer du bist, aber dein Name wird von einer Libelle weitergetragen.«

An den Wochenenden, die sie in der Hütte verbrachte, streifte sie für gewöhnlich allein in der Gegend umher. Sie mochte es, sich auf einen Stein zu setzen in dem Glauben, alles sei still, nur um dann festzustellen, dass die Stille aus einer Unzahl von Geräuschen bestand, dass es vor Leben überall nur so brodelte, raschelte, kroch, schnurrte und summt; dort konnte sie sitzen, je nach Jahreszeit, und zusehen, wie alles in Veränderung war, junge Bäume schossen aus der Erde empor, Bruchholz lag morschend auf dem Boden. Am allerliebsten mochte sie den Wald, nachdem es geregnet hatte, den Wohlgeruch, der dann in der Luft lag, wenn Fichtenzweige ihr die Schultern mit Regenwasser benetzten oder die Regentropfen auf einem Spinnennetz den Eindruck in ihr erweckten, sie stünde vor einer kleinen Galaxie.

Der Wald *war* eine andere Welt, vor allem durch das Moos, die dicken, grünen Teppiche, die mitunter große Flächen bedeckten. Deshalb, glaubte sie, zog sie sich immer grün an, wenn sie eine Waldwanderung unternahm, wie um eins zu werden

mit ihrer Umgebung. Nur wenig konnte sie so in seinen Bann ziehen wie das Sonnenlicht, das auf feuchtes, grellgrünes Moos fiel, für sie war es wie ein eigener Planet; dann konnte es geschehen, dass sie sich hinunterbeugen musste, um zu sehen, ob etwas dort unten lebte, winzige Lebewesen. Bryophyta, dachte sie. Ich werde diesen Moosplaneten Bryophyta nennen. Ihr Vater, ein Bewunderer von Linné, hatte ihr diesen Namen beigebracht, genau wie viele andere lateinische Namen. Allgemeinbildung nannte er das.

Maud Evensen war in Jevnaker aufgewachsen. Ihr Vater war Büroleiter bei der Glasfabrik Hadeland und behauptete, Mauds Haar sei bei ihrer Geburt dunkel gewesen, hätte aber, weil sie sich so oft vor glühender Glasmasse aufgehalten habe, einen rötlichen Schimmer angenommen. Und es stimmte, als Kind hatte sie häufig das Werk besucht, die Glashütte mit dem Schmelzofen, wo die Glasbläser ihr dabei halfen, kleine Gegenstände zu formen, nicht selten Tiere, die sie im Wald gesehen hatte. Sie war stolz auf seinen Arbeitsplatz, stolz, wenn sie den Zug in die Stadt hinein nahmen und sie zusammen mit ihrer Mutter oder dem Vater den Kaufhäusern einen Besuch abstattete, Steen & Strøm, und besonders das Christiania Glasmagasin, die Abteilungen mit den glitzernden Schalen und Karaffen, Schüsseln und Vasen. Ihr Vater hatte ihr vorgeschlagen, sie solle in der Glasfabrik zu arbeiten beginnen, aber sie wollte etwas anderes werden. »Was denn?«, fragte er. »Ich will eine Elfin sein«, sagte sie. »Eine Lichtelfin.« »Du bist eine Elfin«, entgegnete er daraufhin, »aber das kannst du nicht dein ganzes Leben lang bleiben.« »Dann will ich Waldhüterin werden.«

Sie hatte mehrere Waldhüter getroffen, hatte in ihren kleinen Kojen gesessen und sich gedacht, das müsse die schönste Arbeit der Welt sein.

Ende März. Es ist das Jahr 1940. Maud sitzt am Tisch, vor sich den neuen Roman von Thomas Mann, *Lotte in Weimar*. Sie liest ihn auf Deutsch, auch wenn sich ihre Einstellung zum Deutschen in den letzten Monaten geändert hat, doch jetzt hat sie das Buch ganz vergessen, denn in dem immer noch über dem Waldrand hängenden Licht sieht sie einen Skiläufer mit schönen Schwüngen über den Nibbitjern kommen, er wechselt zwischen Diagonalschritt und kraftvollem Doppelstockhub, wirkt dabei aber entspannt, als ob es ihn keinerlei Anstrengung kostete oder er damit verdeutlichen wollte, er könne noch länger in diesem Rhythmus weiterlaufen, das 50km-Rennen am Holmenkollen, wenn es sein müsse. Er weiß, dass ich ihn beobachte, denkt Maud, er sieht den Rauch aus dem Schornstein. Sie hat Herzklopfen, kommt dann aber ins Zweifeln, schaut mit angestrengten Augen, und als der Skiläufer die Spur verlässt und in die zur Hütte führende, teils verwehte Loipe hinüberwechselt, erkennt sie, dass es Sigurd ist, der auf sie zugleitet.

Nicht Harald.

Unfähig aufzustehen, bleibt sie unschlüssig sitzen, bis sie hört, wie Sigurd sich draußen den Schnee von den Skiern klopft. Noch immer verwirrt, zweifelnd – er kommt unangemeldet – antwortet sie auf sein Türklopfen: »Komm rein.«

War es so? Wurde hier – ein Leben entschieden?

Obwohl sie versucht, ihre Enttäuschung zu verbergen, scheint Sigurd etwas zu ahnen, und er verwendet die ersten Minuten darauf, ihr zu erklären, viel zu umständlich, wie sie denkt, weshalb er es ist, der auf der anderen Tischseite Platz genommen hat, und nicht sein Bruder. Er lässt Harald entschuldigen, er sei verhindert, im Theatercaféen seien zwei Kellner krank geworden und Harald habe einspringen müssen, es tue ihm schrecklich leid, Sigurd solle sie von ihm grüßen lassen,

erklärt er, wobei er mit kleinen Worten und Gesten gleichzeitig sein Unverständnis darüber zum Ausdruck bringt, dass ein Mann nicht alles, sogar seine Arbeit, dafür opfere, um eine Verabredung mit einer so attraktiven Frau wie Maud einzuhalten.

Sie schüttelt ihre Verwirrung ab, sie hat ja nichts gegen Sigurd, der jetzt einen kalten Schinken aus dem Rucksack holt, eine Gabe von Onkel Albert – der Schiffsreeder schaute immer mit irgendwelchen Leckereien vorbei –, dazu eine Dose grüne Erbsen, ein Abendessen also, Kerzenlicht, und hinterher kümmert Sigurd sich um den Abwasch und sie verbringen den Abend auf dem Sofa, Maud holt eine Flasche aus dem kleinen Lager mit Kräuter- und Gewürzschnaps – »gebrannt nach altem Geheimrezept«, wie ihr Vater gesagt hatte – und nimmt zwei kleine, glitzernde Gläser von dem Regal über dem einen Fenster, auf dem eine Reihe unterschiedlicher Gläser aufgestellt ist, alles Gläser, die in der Glasfabrik hergestellt wurden und die sie einzeln, im Rucksack, über einen Zeitraum von mehreren Jahren von Jevnaker hierherverfrachtet hat, das war ihr Ritual, zerbrechliche Gläser auf unwegsamen Pfaden durch dichten Wald transportieren, und immer die kleinsten Gläser aus ihren Lieblingssets, Edvard, Rondane oder Marie, Letzteres mit facettiertem Fuß und Scherenschliff am Kelch. In dem von draußen hereinfallenden Licht sahen sie oft aus wie eine Sammlung Riesendiamanten, und wenn sie allein war und beim Lesen an einem davon nippte, hielt sie es zwischendurch gegen das Fenster oder, abends, gegen die Paraffinlampe, und malte sie sich in ihrer Fantasie aus wie Zauberscherben, wie etwas, das ihr die Fähigkeit verlieh, die Welt auf andere Weise zu betrachten.

Maud hört Sigurd einen Monolog halten, hört aber nicht wirklich zu, sie ist immer noch durcheinander, weiß nicht,

warum sie mit ihm und nicht mit Harald hier sitzt, weiß auch nicht, worüber sie mit ihm reden soll, wenn sie allein sind, nur sie beide, er studiert Jura, und davon versteht sie nichts; sie unterhalten sich ein wenig über Filme, ausgerechnet Filme, das heißt, eigentlich redet nur Sigurd, er geht mindestens einmal die Woche ins Kino, weiß alles über die Filmstars Clark Gable und Joan Crawford; das Gespräch gerät bald ins Stocken, sie blickt zum See hinaus, zu der kaum sichtbaren Loipe, danach in sein Gesicht, das dem Rita Bohres ähnlich ist, und sinnt darüber nach, wie ein Sohn, trotz äußerer Ähnlichkeit, sich so sehr von seiner Mutter unterscheiden kann, denn anders als mit ihm, lief das Gespräch immer wie von selbst, wenn sie Rita Bohre gegenüber saß.

Nichtsdestotrotz ist da die Erinnerung, wie nervös sie war vor ihrer ersten Begegnung mit dieser Mutter, einer Frau, die von sich reden gemacht hatte, die bei Nansen persönlich Rat einholte und mit Persönlichkeiten wie dem Kunsthistoriker Max Qviller und dem Theologen Konrad Steen bekannt war – ja, nicht nur bekannt, sondern sie war mit ihnen aufgewachsen. Für Maud hatte Rita Gemeinsamkeiten mit der Hauptfigur in *Lotte in Weimar*, sie war eine Frau, die Männer beeinflusst hatte, einschließlich ihrer Söhne, und um sich vorzubereiten, oder aus Angst vor ihrer eigenen Unzulänglichkeit, war Maud vor ihrem ersten Treffen in eine Bibliothek gegangen und hatte sich aus einer Historikerzeitschrift einen Artikel herausgesucht, den Rita Bohre, damals noch sehr jung, nach ihrer Rückkehr von einer Persienreise verfasst hatte und der von Schah Abbas handelte, dem bekanntesten Herrscher der Safawiden in der dritten persischen Glanzzeit des 16. und 17. Jahrhunderts, Schah Abbas, der nach der Wiedereroberung verlorener Gebiete sein Reich durch Diplomatie, Handel und

religiöse Toleranz stabilisiert hatte. Und – am wichtigsten, laut Rita Bohre – durch Kultur. Schah Abbas war es gewesen, der Isfahan zur Hauptstadt, zu einer der schönsten Städte der damaligen Zeit gemacht und in Isfahan den Bau der großen Moscheen mit ihren unvergleichlichen Mosaiken veranlasst hatte.

Zuerst war Maud eher ängstlich gewesen als beeindruckt bei dem Gedanken, einer Frau gegenüberzutreten, die in jungen Jahren in solcher Art und Weise über einen Menschen geschrieben hatte, über eine Kultur, von der Maud nicht das Geringste wusste.

Es war ein Tag im Mai vergangenen Jahres, als sie in der von Sherryduft erfüllten Villa in Lysaker zu Gast war, und während Harald und Sigurd im Wohnzimmer sitzen geblieben waren, hatte Rita sie mit hinaus in den Garten genommen, in dem mehrere Obstbäume blühten und Blumenbeete Duftwellen ausströmten, und als Rita plötzlich lachend auf die riesige Eiche kletterte, wusste Maud nicht, ob das von der älteren Frau als Test gemeint war, wo sie doch beide Röcke trugen, aber dann folgte sie ihr doch nach, überrascht, mit welcher Leichtigkeit Rita sich von einem Ast zum nächsthöheren emporhangelte, es war ihr anzusehen, dass ihr das Klettern im Blut lag und sie genau wusste, wohin sie steigen musste, bestimmt war sie schon ihr ganzes Leben immer wieder auf diesen Baum geklettert, Maud entdeckte Spuren kleiner Plattformen auf verschiedenen Höhen, und nachdem Rita keine Anstalten machte, wieder hinunterklettern zu wollen, blieben sie dort sitzen, zwischen Laubsängern und Ringeltauben, und später erst fiel Maud wieder ein, was Rita als Einleitung gesagt hatte, nämlich wie seltsam es doch sei, wenn man sich vorstelle, dass auch der Mensch – sofern man die zeitliche Perspektive weit genug anlegte – mit dieser Eiche verwandt sei.

Bei diesen Worten strich sie mit den Fingern über die wunderschönen Zeichnungen der Borke.

Maud, mit ihrer Verbindung zum Wald, fühlte sich wie zu Hause in dem Baum, und ohne dass es aufgesetzt wirkte, brachte sie das Gespräch auf das Thema Reisen. »Ich träume davon, einen anderen Kontinent zu sehen, aber es kommt immer etwas dazwischen«, sagte sie. »Du solltest den Mr. Carlton-Faktor nicht unterschätzen«, sagte Rita. »Was ist das?«, fragte Maud. »Dabei geht es darum, wie die Zufälle unser Leben steuern«, sagte Rita, und während das Rauschen in der Baumkrone ihnen die Illusion eingab, die ganze Eiche sei in Bewegung, verriet sie Maud, eigentlich sei das Ziel ihrer ersten langen Reise gar nicht Persien gewesen. Allerdings habe dieses Land schon immer eine Faszination auf sie ausgeübt, und zwar wegen eines alten Globus im Antiquariat ihres Vaters. Ein großer Holzglobus. Aufgrund der Lackierung oder der Farbabstufungen in den verschiedenen Holzschichten hätten einzelne Länder besonders einladend geleuchtet, und schon als sie noch ganz klein gewesen sei, hätten diese Länder, darunter auch Persien, eine eigenartige Sehnsucht in ihr hervorgerufen. Nach den Geschichtsstunden über die Antike sei ihr zudem aufgefallen, wie groß Persien verglichen mit dem alten Griechenland war, und es habe sie gereizt, dass ihre Kenntnisse an der griechischen Grenze zur Türkei endeten. Beim Drehen des Globus sei ein Drang in ihr erwacht, diese Grenze zu überqueren, Länder in weiter Ferne zu bereisen, besonders Indien und China: Wie wenig sie doch gewusst habe über diese großen goldenen Holzflächen im Osten im Vergleich zu den Ländern im Westen.

Maud genoss es, dort in der Eiche zu sitzen und die ältere Frau, vielleicht ihre zukünftige Schwiegermutter, erzählen zu hören. Umgeben von jungen Blättern, leuchtenden Blättern,

grünen Blättern. Als befänden wir uns auf dem Planeten Bryophyta, dachte sie.

Als Erwachsene hatte Rita beschlossen, in den fernen Osten zu reisen, und das, obwohl sie eine Frau war und alle behaupteten, eine Frau könne allein keine langen Reisen unternehmen. Doch als der schreckliche Krieg endlich zu Ende war und die Grenzen wieder geöffnet wurden, entdeckte Rita, dass sie schwanger war. Anstatt jedoch ihre Reisepläne auf Eis zu legen, tat sie etwas beinahe Verbotenes. Sie erzählte ihrem Mann nichts von der Schwangerschaft, sagte nur, sie werde für einige Wochen oder Monate verreisen, entsprechend dem Plan, von dem sie ihm bei ihrem Kennenlernen erzählt hatte, und im April 1919 brach sie dann auf, zuerst nach Paris, wo sie ein Ticket für den neu eröffneten Simplon-Orient-Express erstand, der einer weiter südlich gelegenen Route folgte als der ursprüngliche Orient-Express, mit einem Seitenzweig nach Athen, denn falls sie es doch nicht bis nach Indien oder noch weiter ostwärts schaffen sollte, wollte sie, nach all den Geschichtsstunden, zumindest Athen sehen, die Wiege der europäischen Zivilisation. »Schau, dort«, flüsterte Rita plötzlich und zeigte auf einen dicken Zweig weiter oben, auf dem ein dunkler Vogel vor seinem Loch saß. »Ein Star«, konnte Maud anhand seines gelben Schnabels und der grün glänzenden Brust erkennen. *Sturnus vulgaris*, sagte sie.

Rita musterte sie mit neugierigen Augen.

»Und dann?«, fragte Maud. Tja, dann habe sie Mr. Carlton getroffen, sagte Rita, einen britischen Ingenieur, mit dem sie sich einen Tisch im Speisewagen geteilt habe, und als sie Belgrad erreicht hätten, sei das mit Athen schnell wieder vergessen gewesen, denn sie habe sich von ihm überreden lassen, ihn weiter nach Osten zu begleiten, auf seine Kosten,

und auf ein Lachen von Maud hin fügte Rita hinzu, ja, es sei nicht ausgeschlossen, dass Mr. Carlton ein bisschen verliebt in sie gewesen sei, doch er habe sich im Zaum zu halten gewusst, ein echter Gentleman, der sich noch auf die viktorianischen Tugenden verstand. Sie erreichen Istanbul, doch das ist nicht alles, Mr. Carlton will weiter, und Rita geht mit ihm. Mit dem Zug und anderen Transportmitteln, durch Täler voller Pfirsichbäume, setzen sie ihre Reise fort und erreichen Teheran. Mr. Carlton hat einen Auftrag im Süden, kann aber auch Zeit für ein paar Abstecher erübrigen, etwa nach Persepolis. Rita hatte weder geplant, schwanger zu werden, noch diese Ruinen zu sehen oder in großen verbeulten Autos zu sitzen, bei denen das Gepäck auf dem Dach festgezurret lag wie auf einem Kamel. Nun aber stand sie in Mr. Carltons Schafsflederjacke auf einer großen Steinterrasse, mitten in der Einöde gewissermaßen, und versuchte, vor sich zu sehen, was zu Dareios' und Xerxes' Zeiten ein Zentrum der Welt war. »Dort habe ich meinen ›persischen Blick‹ herausgebildet, wie ich ihn nenne«, sagte sie.

Maud saß ganz still, den Rücken gegen den Stamm gelehnt. Die Vorstellung, so etwas erleben zu dürfen!

»Bevor wir wieder getrennte Wege gingen«, sagte Rita, »schenkte Mr. Carlton mir ein hübsch eingebundenes Buch mit persischer Poesie, in dem auch die *Rubaiyat* enthalten waren, in englischer Übersetzung. Ein Abschiedsgeschenk.«

Sehr bald schon hatte Maud gemerkt, dass die Begegnung mit Rita Bohre wichtig für sie war. Dass sie davon beeinflusst worden war, anders zu denken begonnen hatte. Aber was war mit den Jungs? Sah sie in Harald und Sigurd nur deshalb etwas Bewundernswertes, weil sie Rita Bohres Söhne waren, eine Qualität, die sie unter Umständen gar nicht besaßen?

»Darf ich dir noch ein Glas anbieten?«, fragt Maud.

Dankend hält Sigurd ihr sein Glas entgegen, als sei er sich im Klaren darüber, dass er auf Hilfe angewiesen ist, etwas sich in ihm lösen muss, wenn das hier gut ausgehen soll.

Sie stellt ihm Fragen über die Före, die generelle Schneelage, die Loipen. Wie lange er hierher gebraucht habe. Sigurd ist von Skisport begeistert, mehr noch als Harald. Und mehr noch als über die amerikanischen Filmstars weiß er über die norwegischen Skifahrer, von Thorleif Haug bis hin zu Lars Bergendahl. Sie selbst kann sich für Sport eher wenig begeistern. Für Maud sind die Skitouren an sich eine Freude. Nicht das schnelle Vorankommen, sondern die Art und Weise der Fortbewegung, ein Durch-den-Wald-Segeln, fast ohne Krafteinsatz. Schon mit dreizehn, vierzehn Jahren hatte sie die ansehnliche Strecke bis hierher zur Hütte allein auf Skiern zurückgelegt, folgte ohne Zögern den ganz oder halb ausgefahrenen Loipen von zu Hause aus bis zum Nibbitjern, das eine Mal eine westliche Route über den Ringkollen, dann wieder auf einer Loipe östlich des Øyangensees und weiter Richtung Süden. Auf diesen Skitouren durch den Wald wurde Maud sich schließlich auch der Tatsache bewusst, dass die Nordmarka, dieses riesige Naturgebiet, die größte Ressource der Stadt war, etwas für eine Hauptstadt ganz und gar Einzigartiges. Solange es die Nordmarka gab, brauchte es in Oslo keine Sanatorien.

Hier im Maud-Land war sie vergangenen Winter auch auf die beiden Brüder gestoßen. Über dieses Aufeinandertreffen, ein geradezu physisches, hätte sie ihre eigene Mr. Carlton-Geschichte erzählen können. Es war ein frostblauer Sonntag, so kalt, dass alles knisterte und der Schnee beim Hinaustreten vor die Hütte dieses herrliche Knirschen von sich gab, dann die Stockhübe wie ein Zweitaktmotor, der die Skier mit gleichmäßigen

Swisch-Lauten vorantrieb. Schon seit sie klein war, schon seit sie zum ersten Mal Skier angeschnallt hatte, wusste Maud, dass sie in ihrem Element war, denn für sie war der Schnee ein eigenes Element, eines, das nicht im Entferntesten mit Wasser verwandt war, sondern mit dem mystischen fünften Element, dem »Äther«; wirklich spürte Maud, wie sie im Dahingleiten auf den Skiern mit den höheren Luftschichten in Kontakt kam, von Gedanken erfüllt wurde, die nicht mit jenen zu vergleichen waren, die sie sonst hatte. Wenn sie mürrisch oder bedrückt war, legte sie die Skier an und lief, ruhig und lang, und immer gewann sie dabei ihre Ausgeglichenheit zurück. An jenem Sonntag nun war sie über den Oppkuven und Langlia gelaufen und stand jetzt an einer Loipenkreuzung auf der Anhöhe gleich östlich des Kikuttoppen. Leichte Schneeflocken, Silberspäne, flogen einige Sekunden lang durch die Luft. Zum Ausruhen auf die Stöcke gestützt, überlegt sie, ob sie weiter Richtung Norden zum Sandungensee laufen soll – sie sitzt gern dort in der Hütte auf ein Schwätzchen – oder einfach zur Hütte zurückkehren. Im selben Moment flitzt ein Mann an ihr vorbei die Loipe zur Kikut-Hütte hinunter, und weil sie plötzlich Lust auf eine Tasse Kakao bekommen hat und regelrecht in seinen Windschatten hineingesogen und dadurch weitergetrieben wird bis zu der Stelle, an der die Schussfahrt beginnt, folgt sie ihm, wobei sie beim Hinunterbrausen zu dem Platz vor dem Eingang der Gästehütte fast mit zwei jungen Männern kollidiert, die gerade ihre Skier abschnallen, sie muss so abrupt abbremsen, dass sie hinfällt. Sie stürzt sonst selten, doch jetzt wirft es sie sozusagen auf der Karl Johans gate der Nordmarka zu Boden. Nicht nur vor einem, sondern gleich vor zwei Männern.

Sie lachten, halfen ihr auf und fragten, ob »die Slalomfahlerin« sich drinnen mit ihnen an einen Tisch setzen wolle, und sie

scherzten mit ihr und luden sie auf Lapskaus und Mineralwasser ein, und während des Essens lernten sie einander kennen.

Magisch, dachte sie.

Sigurd sitzt auf der anderen Tischseite und sieht sie an, schweigend, als könne er ihr beim Nachdenken zusehen, als wüsste er, dass sie Zeit zum Nachdenken braucht, dass er behutsam vorgehen muss. Mit einem Nicken deutet er zu dem Korb mit Brennholz. Sie nickt zurück. Er steht auf und legt ein Scheit im Kamin nach, bleibt stehen, bis die Birkenrinde zündet und die Glut sich in Feuer verwandelt.

Auch der Sommer nach dieser Begegnung hatte einen magischen Schimmer. Einen noch magischeren als ihre früheren Sommer in der Hütte. Bereits in den Jahren nach ihrer Konfirmation war Maud ständig allein in der Hütte gewesen, hatte sich eine Mitfahrgelegenheit zum Damtjern besorgt und war von dort aus weitergelaufen, zuerst bergauf durch schwieriges Gelände, ehe die Landschaft flacher wurde und sich mit Erreichen des Stubbdaltjern und der Ringmyrene öffnete, während sich im Westen der Gyrihaugen vor dem Horizont abzeichnete. Danach wieder abwärts auf den Gråbergjtjern zu, wo sie dann nicht dem Weg zu den Almen rund um die Lauvlia-Hütte westwärts folgte, erst recht nicht, nachdem der Skiverband dort ein Lokal eröffnet hatte, sondern sie wählte ihren eigenen, kaum sichtbaren Pfad über den Bakåsen hinunter zum Nibbitjern, an dessen Westseite die Hütte lag und wo die eingeatmete Luft belebender wirkte als Menthol.

Der Wald war magisch. Oder verleitete sie dazu, sich auf die Suche nach dem Magischen zu begeben. Sie hatte nie Angst im Dunkeln gehabt, hatte sich schon als Kind nie abschrecken lassen von den vielen Volksmärchen, nur zu gern hätte sie das Übernatürliche gesehen, erlebt; schon als kleines Mädchen

war sie, und das sogar allein, bis zu den dunkelsten Stellen des Urwalds vorgedrungen, hatte unter das Sturmholz geguckt, Kobolde und Trolle angerufen, aber nichts gesehen. Kreuz und quer war sie in der Gegend umhergestreift, und besonders eine Stelle auf dem Steilhang unter dem Oppkuven hatte sie oft aufgesucht, ein Plätzchen, das ihr allein gehörte, oder sie saß an einem überwucherten Teich und beobachtete eine im Wasser schwimmende Schlange, folgte den Tierfährten, entdeckte einen Baum, in dem ein Raufußkauz nistete, einen anderen, in dem ein Eichelhäher sein Nest hatte, es gefiel ihr, nie zu wissen, was sie hinter dem nächsten Hügel erwartete, im Dämmerlicht leuchtende Feldblumen oder ein Elch, der ganz still am Rand eines Sumpfs stand. Als Erwachsene dachte Maud manchmal, dass nicht ihre Eltern sie geformt, sie zu der gemacht hatten, die sie war, sondern der *Wald*. Sie verlief sich nie, konnte eine Landschaft wiedererkennen, auch wenn sie erst ein einziges Mal dort gewesen war, an einer kleinen Vertiefung etwa, einer Bachkrümmung, und wusste sofort: Hier bin ich schon einmal gegangen, jetzt weiß ich, wo ich bin – eine Fähigkeit, die tief in ihr drinstecken musste, die allen Menschen gegeben sein musste, von vor viertausend Jahren, als der Mensch noch nicht so gelebt hatte wie heute. Einmal, als Maud allein in einem Schutzverbau übernachtete, den ihr Vater am Sumpfufer aufgebaut hatte und in dem sie im Frühling gelegen und die Birkhahnbalz beobachtet hatten, sah sie auf dem Rückweg aus der Entfernung einen Wanderer, einen Mann, der später allen erzählte, er habe die Huldra gesehen, in grünem Gewand und anmutig wie eine Offenbarung, das sei wirklich wahr, sogar ihren Schweif habe er gesehen, als sie verschwunden sei. Maud hatte gekichert, als sie die Geschichte hörte, aber nichts gesagt.

I

Überall waren Menschen. Auf den Landungsbrücken, in den Straßen und auf dem Platz vor den Landungsbrücken, Menschen auf dem Hang und dem Festungswall dahinter, sogar auf dem Dach des noch nicht fertiggestellten Rathauses standen Menschen; es war ein Spektakel, das seinesgleichen suchte, ein Sturm der Begeisterung hing in der Luft, Lachen, Grüße, Hurrarufe, in erster Linie Hurrarufe, einzeln und unisono, die Stadt war von Stimmen erfüllt, denen kein leises Sprechen gelingen wollte, die viel zu lang leise gesprochen hatten und die nunmehr jubilierten, ihre Gefühle zum Ausdruck bringen wollten, es war wie auf einer gigantischen Sportveranstaltung, nur galten die Anfeuerungen nicht Sportlern oder Sportlerinnen, sondern dem Frieden. Es war wie ein Rausch, aber vor Glück; etwas in den Herzen der Menschen blühte auf wie die Blätter an den Laubbäumen, die jetzt aus ihren Knospen quollen. Es war Mai, es war der schönste Monat im Jahr, es war die schönste Zeit in der Geschichte der Nation, und Sigurd wusste, dass dies ein Tag für die Ewigkeit war, ein Tag, der viele Fotografien hervorbringen würde, Bilder, die in den Geschichtsbüchern Eingang finden würden, und er wusste, die Menschen würden vor Ergriffenheit einen Kloß im Hals bekommen, wenn sie Jahrzehnte später diese Bilder sähen, selbst jene, die an diesem Tag nicht dabei gewesen waren, es nicht selbst miterlebt hatten. Dieser Augenblick würde für das norwegische Volk immer einer der schönsten bleiben.

Zusammen mit sicherlich Hunderttausenden anderen sah er die Barkasse eines britischen Kreuzers der Apollo-Klasse an der Honnørbrygga einfahren. An Bord befand sich der Kronprinz, und als dieser auf dem roten Teppich an Land ging und endlich wieder norwegischen Boden betrat, erreichten der Applaus und die Hurrarufe eine fast übernatürliche Lautstärke, als wäre Olav Tryggvason höchstpersönlich von einer erfolgreichen Seefahrt zurückgekehrt oder plötzlich der Saga entstiegen und in die Wirklichkeit übergetreten. Im selben Moment setzte das Musikkorps zur Nationalhymne an, und während der uniformierte Kronprinz in Habt-Acht-Stellung die Flagge grüßte, sangen die Menschen mit einer solchen Kraft und unter so viel Tränenvergießen, dass Sigurd fürchtete, das Leben selbst würde darüber zerreißen und alles würde sich als eine Illusion herausstellen.

Ja, ungefähr so, glauben wir, muss es sich zugetragen haben, auch wenn es sich als schwierig erweist, sich Ereignisse dieser Art vorzustellen, diese schäumende Atmosphäre, die vielen Fahnen zu einer Zeit, da der Nationalismus in den Hintergrund gedrängt worden war. Diese Tage müssen geprägt gewesen sein von einer Vaterlandsliebe, die in der Geschichte des kleinen Landes beispiellos war. Der 17. Mai, der Nationalfeiertag, dauerte einen ganzen Monat. Vergessen waren alle Verdunkelungsvorschriften. Überall leuchtete es. Die Menschen ließen den Anblick der Fahnenstangen auf sich wirken, die nun nicht länger nackt standen, und fielen unter Tränen auf die Knie. Auch in Sigurd Bohre wohnten solche Gefühle, und obwohl seine Person in der Version der Ōuzhōu-Gruppe nur am Rande erwähnt wird, bekommt er darum von uns eine eigene Geschichte. Nach unserer Auffassung vermag Sigurd Bohre überdies zur Erklärung einzelner, bislang wenig beleuchteter Charakterzüge der Gründerinnen und Gründer der Long-Dynastie beizutragen, zumal

er als ein früher Fürsprecher der sozialdemokratischen Ideale gilt, jener Werte, die, ohne dass man dies je begriffen hätte, Norwegens wichtigster Beitrag zur Staatsfrage waren, Ideen, deren Weiterentwicklung zu jener Regierungsform führten, aus der wir in der Chinesischen Föderation auch heute noch unseren Nutzen ziehen.

Sigurd stand inmitten der Menge und merkte, wie die Stimmung der Massen auf ihn abfärbte. Er war kein Anhänger des Königshauses, wusste aber, dass die Monarchie nie beliebter war als jetzt. Nach seiner Flucht 1940, als der König die mutigen Worte gesprochen hatte: »So lange es noch einen Flecken Erde gibt, der norwegisch ist, muss ich in meinem Land bleiben«, sollte es noch mindestens fünfzig Jahre dauern, ehe irgend etwas an der Monarchie zu rütteln vermochte. Trotzdem war Sigurd gerührt. Er hatte die kurze Ansprache des Kronprinzen gehört, den Gruß des Königs, hatte die stolze Wagenkolonne am Restaurant Skansen vorbei die Anhöhe hinauffahren sehen – ein strammer Max Manus zusammen mit dem Kronprinzen in einem Wagen, über dessen Motorhaube die Flagge gespannt war, so als müsse die norwegische Fahne an diesem Tag an allen erdenklichen Stellen befestigt werden –, und genau wie alle anderen verspürte Sigurd den Drang, zur Karl Johans gate zu laufen, um auch noch auf der letzten Etappe der Triumphfahrt zum Schloss hinauf einen Blick auf den Kronprinzen werfen zu können, wenn er, den Schoß voller Blumen, auf der Lehne der Rückbank saß. Aber Sigurd blieb stehen. Während nun immer mehr Menschen den Platz und die Straßen verließen, blieb Sigurd in Gedanken versunken stehen, und das Bild, das in seinem Kopf auftauchte, war ausgerechnet das seiner Mutter.

Ihm fiel ein, dass seine Mutter, Rita Bohre, ihm einmal von jenem Tag erzählt hatte – einem Septembertag 1926 –, als sie

durch Zufall an der Stelle gestanden hatte, wo die Sjøgata auf den Tordenskiolds plass ging, genau dort, wo er gerade stand, als das Osebergsschiff von einem der Universitätsgebäude hinunter zur Pipervika transportiert wurde. Sigurd und Harald waren mit Dagny, dem Kindermädchen, zu Hause geblieben. Die Stimme der Mutter war von einer besonderen Glut erfüllt, als sie von diesem Ereignis erzählte, von ihrer Bewegtheit und dem Stolz, den sie empfand, als sie diesen prächtigen Schiffsrumpf, auf einem mit Eisenbahnrädern versehenen Wagen, gestützt von einem Rahmenträger, auf transportablen Schienen zur Anlegestelle hinuntergleiten sah, von wo aus er mit einem Schleppkahn weiter zur Insel Bygdøy verfrachtet werden sollte. Es war beinahe mit einem Krönungszug vergleichbar. Dass ihre Ergriffenheit größer ausgefallen war als bei anderen, hatte seine Gründe.

Wenn Sigurd und Harald, oft abends im Bett, ihre Mutter anflehten, etwas aus ihrer Kindheit zu erzählen, kehrte sie häufig zu ein und derselben Geschichte zurück. »Vielleicht das wichtigste Ereignis in meinem Leben«, wie sie zu sagen pflegte. Mit acht Jahren war sie mit ihrer Mutter nach Vestfold gefahren, wo ihre Großeltern zu Hause waren. Ihr Großvater stammte aus Sandefjord, während die Großmutter von einem Bauernhof zwischen Tønsberg und Horten kam. Die Großmutter, Thea, war gerade erst aus Lysaker weggezogen und hatte sich in Åsgårdstrand niedergelassen, und in jenem Sommer hatte sie Rita, ohne einen Mucks über den Anlass dafür zu verlieren, nach Slagendalen mitgenommen. Auf einem Feld vor einem großen Hügel bei Oseberg hatte Rita eine Menschenansammlung erblickt und war neugierig geworden. »Wollen wir mal einen Blick dorthin werfen?«, hatte die Großmutter mit unschuldiger Miene gefragt.

Nachdem die Großmutter einem der Aufseher ein paar Münzen zugesteckt hatte, entdeckte Rita ein großes Loch, das in

den Hügel gegraben worden war. Sie blieben hinter einem provisorischen Zaun stehen und sahen hinunter zu einer Gruppe von Männern, die Archäologen genannt wurden und die, mit größter Vorsicht, gerade dabei waren, etwas aus der Erde auszugraben. Rita sah sofort, dass es ein Boot war, ein Schiff. Ein Wikingerschiff. Die Ausgrabungen waren so weit vorangeschritten, dass sie den Vorder- und den Achtersteven sowie die obersten Borde im Rumpf ausmachen konnte. Zwei Mann waren bereits damit beschäftigt, es mit nassem Moos zu bedecken, vermutlich damit das Holz nicht zerstört wurde. Für Rita war es, als wäre das Schiff direkt aus dem Erdboden aufgestiegen. Sie suchte sich einen Platz näher am Achtersteven, von dem aus sie einen besseren Blick hatte, denn sie konnte sich gar nicht sattsehen an den schönen Holzverzierungen. Was hier zutage gefördert wurde, mit seinen Schnörkeln und allem Drum und Dran, war nicht bloß ein Schiff, es war eine Geschichte, das war die Geschichte selbst. Es war, als wären durch den Anblick dieses Schiffes Erinnerungen in Rita geweckt worden, die nicht ihre eigenen waren, sondern Erinnerungen ihrer Familie, der Familie ihrer Großmutter mütterlicherseits; sie wusste nicht, wie sie es ausdrücken sollte. »Das war ein Anblick, der mein ganzes Leben geprägt hat«, sagte sie zu ihren Jungs. »Dieses Schiff hat mich *verändert*. Es hat mich *in Bewegung gesetzt*, wenn ihr wisst, was ich meine.«

Sigurd dachte immer, dies müsse der Grund dafür sein, weshalb sie ihnen so oft aus den Sagas vorlas und diese Geschichten so intensiv mitlebte: Sie wollte, dass dieser Stoff in sie einsickerte wie Muttermilch. Trotzdem wirkte es, als ob Sigurd diese Erzählungen stärker aufnahm als Harald, er hatte sich durch Snorres Königssagas sogar selbst das Lesen beigebracht – tatsächlich beherrschte er das Runenalphabet noch vor dem lateinischen –, und während Gleichaltrige sich mit einfachen Mama-Papa-Sätzen

abquälten, las Sigurd über Håkon Jarl und Magnus Barfuß. Er träumte von einer neuen Wikingerzeit, von fernen Zielen wie Holmgard und Miklagard und Grönland. Von Tatkraft. Vom In-den-Kampf-Ziehen. Von Kampfgetöse. Eroberungen. Damit einher ging eine Begeisterung für die gesamte Kriegsgeschichte. Erst nachdem ihr Vater sie nach Deutschland mitgenommen hatte, begann Sigurd sich auch mehr für die verborgenen Ursachen hinter den Kriegshandlungen zu interessieren, und es schien für ihn auf der Hand zu liegen, dass die Wirtschaft in der Geschichte die größte Triebkraft sein musste. Er wollte die Macht des Geldes studieren, doch Onkel Albert konnte ihn dazu überreden, ein Jurastudium zu beginnen. »Auch im Finanzministerium werden Juristen gebraucht, Sigurd«, sagte er. »Zwei Fliegen mit einer Klappe.«

Sigurd verlässt die Pipervika und schlendert heimwärts. Im Geiste versucht er, all die Herausforderungen aufzulisten, die vor ihnen liegen – und die der Nation ihr Bestes abringen. *Die Besten*. An der Ecke des Rathauses begegnete er einem Mann der Hjemmefront-Widerstandsbewegung, der dort mit Sten Gun und dem ganzen Zeug postiert war, wie um aufzupassen, dass nicht bereits eine neue Invasion im Anmarsch war, dachte Sigurd. Jetzt krochen sie aus ihren Löchern mit ihren Schirmmützen und den grauen Anoraks, wie um zu demonstrieren, dass sie bei der Milorg gewesen waren. Plötzlich waren sie so verdächtig zahlreich, dachte Sigurd; in den letzten Tagen war er auffallend vielen begegnet, die der Meinung waren, nur dank ihnen und ihrem Widerstandskampf sei Norwegen jetzt wieder frei, obwohl sie im Großen und Ganzen nur im Wald herumgelegen und sich benommen hatten wie ausgewachsene Pfadfinder. Wo waren sie 1940 gewesen, als ein Widerstand wirklich Wunder hätte bewirken können?